

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmann

BRASILILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate: nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:

Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 14

São Paulo, 27. September 1912

IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau

Farquhar an der Arbeit. Geschmierte Bahngeschäfte. Farquhars Hintermänner; die Gründung der Argentine Railways Co. Der Yankeekopf mit dem Doppelgesicht. — Die Harva mate im brasilianischen Export. Ihr Absatzgebiet und ihre Konkurrenten. Produktionsgebiete. Ihre Krise und deren Ursachen. Neuestes Dokument.

Wir stehen gegenwärtig in der hochwichtigen Epoche der Trustbildung im südamerikanischen Eisenbahnwesen. Erst jüngst haben wir die von Farquhar lanzierte Kontinentalgründung Brazilian Railway Comp. des näheren ins Auge gefaßt. Die definitive Gründung des Polypen ist nun längst erfolgt und die Mineure sind überall an der Arbeit, nicht zum wenigsten mit der Aufwendung von Schmiergeldern, um sich überall ihre geeigneten Hilfskräfte zu verschaffen. Hier in Brasilien haben schon mehrere Preßorgane, die besondere Fähigkeit für solche Geschäfte haben, bereits eine außerordentliche Redseligkeit über Farquhar und sein Unternehmen entwickelt. In Buenos Aires hat der Polyp auch schon eingesetzt und sich vor allem einen gewiegten, einflußreichen Unterhändler zugelegt, in der Person des Ex-Ministers Montes de Oca, dem die neue Vertretung so hohes Honorar einbringt, daß er das mit einem Monatsgehalt von 1500 Pesos bezahlte ehrenvolle Amt eines Nationaldeputierten sofort niederlegte. Aber diese Werbung scheint dort noch weitere Kreise zu erfassen, denn bereits sah sich der sozialistische Abgeordnete Dr. Palacios veranlaßt, in der Kammer eine Gesetzesvorlage einzubringen, nach welcher Syndikats-Advokaten nicht Mitglieder der Volksvertretung sein können. Aus diesen wie aus anderen Vorgängen erhellt, daß die Wirkung der „Brazilian Railway Co.“ tatsächlich in Argentinien schon stark eingesetzt hat.

Die jüngste Verschmelzung der beiden großen englischen Unternehmen der Süd- und der Westbahn dürfte wohl als ein Gegenstoß gegen die Farquhar-Gründung betrachtet werden. Dann wird es sich vor allem fragen, auf welche Seite die vereinigte Zentral- und Buenos Aires—Rosario-Bahn hinfällt. Es dürfte wohl auf diesem Gebiete noch einen Riesenkampf absetzen, bis alle unter dem grossen Farquhar-Hute vereinigt sind. Denn wenn es darauf ankommt, ein großes Unternehmen durchzuführen, dann ist der Engländer an Kühnheit und Wagemut des Yankees wert. Das hat er z. B. auch bewiesen, als es galt, die argentinische Westbahn

in seine Hände zu bekommen. Dieses Bahnnetz gehörte vor 20 Jahren der Provinz Buenos Aires. Wie nun vor Jahresfrist die Bahndirektion in ihrem eigenen Berichte erklärte, hat sie damals, um die Bahn an sich zu bringen, außer dem Preise noch 1 Million Pfund Sterling, also 20 Millionen Mark, verausgabt, um die dabei maßgebenden Persönlichkeiten zu bestechen. Aber die Engländer, die eben nicht wie die Deutschen auf kurzes, sondern immer auf langes Ziel rechnen, wußten gar wohl, daß das Geschäft diese „Schmiere“ wert war, denn jetzt ist die Westbahn längst ein vorzügliches Geschäft und wird es, in Verbindung mit der Südbahn erst noch recht werden. Wenn vor 20 Jahren schon nur bei einer Bahn mit Minen von Millionen Pfund Sterling operiert wurde, so kann man sich denken, mit welchen Ziffern der Farquhar-Trust seinen Riesenplan durchführen wird. Wir werden in dieser Beziehung vielleicht noch Wunderdinge erleben, so daß man sich wohl schon die Frage stellen darf: Werden hier die Zentral-Bahn, die Englische und die Paulista dem nordamerikanischen Drachen widerstehen? Und wird dies in Argentinien den englischen Bahnen gelingen?

Darüber steigt uns ein kaum unberechtigter Zweifel auf, wenn wir sehen, was für Größen vom gesamten internationalen Geldmarkte sich unter dem Farquhar-Hut vereinigt haben. In welch eklatanter Weise zeigt sich da wiederum die Internationalität, ja die völlige Vaterlandslosigkeit des Kapitals! Was für ein wunderbares Völkerkonzert sitzt unter diesem Yankeehut ganz hübsch beisammen zu der Eroberungsexpedition nach Südamerika!

Jedenfalls ist der Vorgang, den am 21. August der Londoner Berichterstatter in folgenden Ausführungen darlegt, für unseren südamerikanischen Kontinent und seine wirtschaftliche Zukunft von eminenter Bedeutung. Er schreibt:

„Die Meldung, daß ein mächtiges internationales Syndikat unter Beteiligung der Bankhäuser Speyer Brothers und J. M. Schröder u. Co. in London, Kuhn Loeb u. Co. in New York, der Banque de Paris et des Pays Bas und der Société Générale in Paris, der Firma Stallarts und Loewenstein in Brüssel und der Deutschen Bank in Berlin die gesamten südamerikanischen Eisenbahninteressen des großen Eisenbahnmagnaten Percival Farquhar übernommen und auf die zu diesem Zwecke vor kurzem gebildete Besitzgesellschaft unter der Firma Argentine Railways Company übertragen hat, bildet ein Ereignis von weittragender Bedeutung in der Ent-

wicklung des südamerikanischen Kommunikationswesens. Die Argentine Railways Co. besitzt die Kontrolle über vier Eisenbahnlinien — die Entre Rios Railways Co., die Argentine North Eastern Railway, die Paraguay Central Railway und die Rosario Puerto Belgrano Railways — und hat außerdem ein Betriebsabkommen mit der Cordoba-Central-Eisenbahngruppe. Die Fusion dieser 4 Bahnen mit zusammen nahezu 1800 englischen Meilen Bahnweg (einschließlich Zweigbahnen) würde eine direkte Verbindung von Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, nach Buenos Aires, der argentinischen Hauptstadt, bilden. Die in Maine (Vereinigte Staaten) eingetragene Argentine Railways Co. besitzt ein Aktienkapital von 45 Millionen Dollars, bestehend aus 30 Millionen Dollars Stammaktien und 15 Millionen Dollars 6prozentigen Vorzugsaktien, von denen die letzteren in kurzem durch das obige Syndikat zur öffentlichen Emission gebracht werden. Die argentinische Regierung hat bereits ihre Zustimmung zu dem Fusionsprojekt erteilt. Der kürzlich eingetretene Wechsel in der Direktion der Entre Rios Railway Co. hat den Beweis geliefert, daß die Kontrolle eine tatsächliche ist. Die Kontrolle über die Argentine North Eastern wurde durch Erwerb des großen Aktienbesitzes des Comte Cahen von Antwerpen und die über die Paraguay Central durch Aufkauf der Beteiligung des Vorsitzenden Mr. M. A. Rodriguez gesichert. Das Aktienkapital dieser drei Bahnen beträgt über 5 Millionen Pfund Sterling und zuzüglich des Obligationenkapitals stellt sich ein Gesamtnennwert von nahezu 14 Millionen Pfund Sterling heraus. Die Entre Rios Railways Co. ist das größte der drei Bahnsysteme; sie betreibt 728 Meilen Bahnweg und besitzt ein Kapital von Aktien und Debentures von zusammen 6.200.000 Pfund Sterling. In Concordia schließt die Bahn an die Argentine North Eastern Railway an, die mit 5.450.000 Pfund Sterling Kapital, zur Hälfte in Aktien und zur Hälfte in Debentures, arbeitet. Eine südliche Zweigbahn von 85 Meilen von Concordia nach Uruguay wurde vor einem Jahre begonnen und gibt dem System einen Ozeanhafen, andere Zweigbahnen sind geplant. Zwischen Posadas, dem nördlichen Endpunkt der Argentine North Eastern, nach der Station Encarnacion an der Paraguay Central wird die Verbindung durch eine Eisenbahnfähre bewirkt. Die Paraguay Central verfügt über 233 Meilen Bahnweg und ein Kapital in Aktien und Debentures von 2.200.000 Pf. Sterl. Durch die Kontrolle über die Rosario—Puerto—Belgrano-Linie erhält das System einen Anschluß nach dem argentinischen Hafen Rosario, während ferner das Verkehrsarrangement mit der Buenos Aires Central Railway möglicherweise ebenfalls schon zu der Erwerbung der Kontrolle über dieses Unternehmen weitergediehen ist.“ —

Das also ist die vorläufige Position des Farquhar-Trusts am La Plata, von der aus er seine Fangarme nach den dortigen englischen Linien ausstrecken wird. Das Gebilde, das dort eine argentinische Maske hat, zeigt uns, wenn wir es drehen, hier die brasilianische, ob Argentine Railway oder Brazilian Railway — es ist immer der Yankee kopt Farquhar. Welche Postenfassung er hier schon vollzog, wissen wir ja. Das erste Wild, das er auf südamerikanischem Boden erfaßte, war unsere Light and Power und unsere Sorocabana, dann die São Paulo—Rio Grande, die Noroeste Brasil, São Francisco-Iguassú. Auch in Uruguay, wo die Bahnen und die bisher erteilten Konzessionen ausschließlich in englischen Händen liegen, hat Farquhar bereits seine Netze ausgeworfen und vorerst eine Verbindung von Montevideo nach Colonia in Vorschlag gebracht, um sich damit die direkte Verbindung Rio-

Montevideo—Buenos Aires zu sichern. Mit diesem Trustunternehmen ist jedenfalls für die südamerikanische Eisenbahnpolitik eine neue Epoche herein gebrochen.

* * *

In unserem brasilianischen Produktenexport nimmt Herva Mate die dritte Rangstufe ein. Was der Kaffee für die Staaten von Mittelbrasilien und was Gummi für die des Nordens, das ist Herva Mate für den Süden, speziell für die Staaten Sta. Catharina und Paraná, das wichtigste und fast einzige Exportprodukt von Bedeutung. Es weist in den letzten drei Jahren folgende Ziffern in der Handelsstatistik auf:

	Kilos	
1909	58.017.850	26.460:050\$
1910	59.360.219	29.016:819\$
1911	61.834.446	29.785:020\$

Obwohl auch dieses Produkt oft harte Zeiten infolge der Konkurrenz und der Transportschwierigkeiten und der Preislage zu bestehen hat, so ist doch mit der Zunahme des Quantums auch der Wert entsprechend gestiegen.

Unsere Herva geht vor allem nach den La Plata-Ländern, wo dieser Tee bis auf heute Nationalgetränk ist, früher in keinem herrschaftlichen Hause wie in keinem Rancho fehlte und in allen einheimischen Kreisen von Mund zu Mund ging, gereicht in silberbeschlagenen Gefäßen und getossen durch die silberne Pombilla. Es ist wohl zu einem guten Teile diesem gesundheitlich bekömmlichen und angenehmen Nationalgetränk zu verdanken, daß die eingeborenen Bewohner der La Plata-Länder im allgemeinen in alkoholischen Getränken sehr mäßig sind und Trunkenheit bei ihnen als ein sehr verwerfliches Laster betrachtet wird. Wie sich unsere Hervaausfuhr auf die einzelnen Absatzgebiete verteilt, abgesehen von dem bedeutenden internen Konsum, zeigen folgende Ziffern aus 1911:

	Kilos	
Argentinien	46.500.293	22.284:680\$
Uruguay	12.155.861	6.283:935\$
Chile	3.056.823	1.149:838\$
Andere Bestimmungsorte	121.469	66:567\$

Der Absatz hat besonders auf dem argentinischen Markte schon bedeutende Schwankungen erfahren. Dies dank der Konkurrenz einerseits aus dem argentinischen Missionsgebiete, andererseits aus Paraguay, wobei die Zollverhältnisse nicht unwesentlich mitspielen. Leider haben unsere Herva-Produzenten bisher noch umsonst auf einen ihrem Produkte günstigen Handelsvertrag mit Argentinien gewartet.

Die Gebiete unserer Republik, welche an dieser Produktion beteiligt sind, lassen sich aus der folgenden Uebersicht der Verschiffungspunkte ansehen. Es führten an Herva in 1911 aus:

	Kilos	
Antonina	31.761.142	16.694:925\$
Paranaguá	10.846.894	5.631:694\$
Porto Alegre	8.425.755	2.378:660\$
Foz de Iguassú	3.590.756	1.877:137\$
S. Francisco	4.246.864	1.592:589\$
Porto Martinho	1.912.177	1.047:869\$
Andere Zollämter	1.050.858	562:146\$

In welcher Weise die einheimischen Staaten Brasiliens an dem Konsum dieses Nationalproduktes sich beteiligen, läßt sich schwer feststellen, aber immer ist der Verbrauch auch hier ein bedeutender. Trotzdem klagen auch diese Produzenten schon über die vielen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben. Erst in neuester Zeit sind diese Verhältnisse von ihnen wieder in einer Eingabe an die Behörde des näheren auseinandergesetzt worden.

Die Mate-Exporteure in Joinville nämlich haben

Wochenschau.

an die Staatsregierung von Santa Catharina eine Denkschrift gesandt, in welcher sie die gedrückte Lage des Matehandels ausführlich darlegen und um Maßregeln bitten, die geeignet erscheinen, den völligen Ruin der Mate-Industrie, die einen Haupterwerbszweig im ganzen Norden des Staates bildet, zu verhindern. Die heutige Lage des Matehandels, schreibt dazu die „K.-Ztg.“, ist derartig, daß er nicht nur keinen Gewinn mehr abwirft, sondern direkte Verluste zeitigt.

Etwa zwei Drittel des aus Joinville exportierten Mates kommen bekanntlich aus dem Staate Paraná selbst oder aus dem streitigen Gebiete, das unter paranaenser Verwaltung steht, und zahlen somit seit Errichtung der Zollschranken zweimal Exportsteuer: einmal beim Eintritt in das catharinenser Gebiet 320 Reis bzw. 695 Reis für die Arrobe, je nachdem das Produkt aus dem streitigen Gebiet oder aus dem eigentlichen Staatsgebiete stammt, und zum zweiten Male 530 Reis bei der Verschiffung in São Francisco. Der von Canoinhas kommende Mate zahlt sogar eine dreimalige Steuer, indem er in Rio Negro, das er zu passieren hat, noch einer Einfuhrsteuer von 450 Reis für die Arrobe unterliegt. Die Spesen für eine Arrobe Mate von Rio Negro bzw. Canoinhas bis zu ihrer Verschiffung in São Francisco stellen sich somit auf nicht weniger als 2\$272 bzw. 2\$722 gegenüber 1\$660, was die Verladung einer solchen über Paranaguá oder Antonina kostet. Das hat zur Folge gehabt, daß die Joinvillenser Mate-Exporteure bereits seit geraumer Zeit ihre besseren Marken in Rio Negro selbst anfertigen lassen und über jene Häfen zur Verschiffung bringen, wodurch dem Staate Santa Catharina jährlich eine Einnahme von ca. 200 Contos an Exportsteuer verloren geht, die auf diese Weise Paraná zufließen.

Der Mate-Export nach dem La Plata von Joinville ist infolge dieser nachteiligen Lage Paraná gegenüber innerhalb der letzten 4 Jahre fast um die Hälfte zurückgegangen und betrug im verflossenen Jahre nur noch 1.193.285 Kilo gegen 2.154.615 Kilo im Jahre 1908. Die Vorherrschaft des Joinvillenser Matehandels auf dem chilenischen Markte hat bisher nur noch dank der direkten Dampferverbindung zwischen São Francisco und Chile aufrecht erhalten werden können. Aber obzwar der paranaenser Tee der Umladung in Montevideo oder Buenos Aires unterliegt, beträgt die Spesendifferenz für die Arrobe heute im günstigsten Falle nur noch 91 Reis, welche die Paranaenser Exporteure bereits begünstigen haben, durch eine Preisdrückung auszugleichen. Ueberdies steht die Paranaenser Regierung auch mit einer ausländischen Reederei wegen Errichtung einer dritten Dampferverbindung zwischen Paranaguá und Chile in Verbindung, zu welchem Zwecke sie derselben eine staatliche Subvention zugesagt hat. Der Verlust des chilenischen Marktes ist für Joinville somit nur eine Frage der Zeit, und damit zugleich auch die vollständige Vernichtung der dortigen Mateindustrie.

Was ist angesichts dieses trostlosen Anblicks zu tun? Die Herren Mate-Exporteure schlagen der Regierung als geeignete Gegenmaßregeln vor, solange der leidige Grenzstreit die Wechselbeziehungen zwischen beiden Staaten noch weiter beeinflußt: 1) den aus Paraná stammenden Tee, welcher dort bereits laut Ausweis Ausgangszoll bezahlt hat, von der Exportabgabe in São Francisco zu befreien, und 2) den aus Canoinhas kommenden von der Exportsteuer dort oder in São Francisco zu entbinden.

Der Wucht der hier angeführten Tatsachen kann die Regierung sich unmöglich entziehen, will sie nicht absichtlich einem der Hauptindustriestämme des Staates den Lebensfaden abschneiden.

Die deutsche Diplomatie ist von einem schweren Schlage betroffen worden. Am 24. September um vier Uhr morgens verschied in Badenweiler, der seit dem 2. ds. Monats sich zur Erholung befand, der deutsche Botschafter in London, Adolf Marschall Freiherr von Bieberstein. Diese Trauerkunde kommt für die Welt unerwartet, denn man hat von einer Erkrankung des populären Diplomaten nichts gehört. Er hat sich seit einigen Tagen unwohl gefühlt, aber niemand hat seinen Zustand für bedenklich gehalten. Es hat sich um eine Magenkrankheit gehandelt, die Aerzte haben ihm angeraten, das Bett zu hüten, das aber nur zur Erholung seines in der letzten Zeit durch andauernde Arbeit zu sehr angestregten Körpers. Der Tod ist plötzlich eingetreten und nicht nur Deutschland, sondern auch das Ausland erfuhr es mit aufrichtiger Trauer, denn Freiherr von Bieberstein war in Europa und sogar über seine Grenzen populär und galt als ein großer Förderer des Friedens. Adolf Marschall Freiherr von Bieberstein wurde am 12. Oktober 1842 auf dem väterlichen Gut Neuersdorf bei Freiburg in Br. geboren, studierte die Rechte, trat in den badischen Justizdienst und ward Staatsanwalt in Mannheim. Seit 1871 grundherrlicher Abgeordneter in der badischen Ersten Kammer, vertrat er konservative Grundsätze und suchte mit Mühlhäuser in Baden neben den Ultramontanen auch eine evangelische kirchliche Partei zu gründen. Zugleich stellte er sich bei den Reichstagswahlen 1878 an die Spitze einer konservativen Bewegung und schloß sich im Reichstag den Deutschen Konservativen an. 1879 zum Landgerichtsrat in Mannheim ernannt, ward er 1882 erster Staatsanwalt daselbst, aber 1883 badischer Gesandter in Berlin und Mitglied des Bundesrats. Nach dem Rücktritt Bismarcks im März 1890 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes geworden, leitete er besonders die Verhandlungen über die Handelsverträge, die er auch im Reichstag verteidigte. In der Presse verurteilt, veranlaßte Herr Marschall von Bieberstein Ende 1896 den Prozeß Leckert-Lützow, der im Mai 1897 den Prozeß von Tausch und bedenkliche Enthüllungen über die politische Polizei in Berlin zur Folge hatte. Im September von dem Staatssekretariat zurückgetreten, wurde Herr Marschall von Bieberstein im November desselben Jahres Botschafter des Deutschen Reiches in Konstantinopel, auf welchem Posten er bis zu seiner Berufung nach London, die erst vor einigen Monaten erfolgte, blieb. Das Interesse, mit dem die Presse ganz Europa über die Versetzung des Herrn Marschall von Bieberstein nach London sprach, zeigte zur Genüge in wie hohem Ansehen der Verstorbene als Diplomat bei dem Auslande stand. Der Weisheit des Herrn Marschall von Bieberstein als Diplomat datierte sich hauptsächlich seit dem letzten Friedenskongreß in Haag, auf dem er als erster Delegierter Deutschland vertrat. Seit dem Kongreß galt er als Kandidat für den Reichskanzlerposten und man war nicht wenig erstaunt, als nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow nicht er, sondern Herr von Bethmann-Hollweg der erste Beamte des Reiches wurde. — Als der vermutliche Nachfolger des Verstorbenen auf dem verantwortungsvollen Botschafterposten in London wird Graf Bernstorff, gegenwärtig Botschafter in Washington, ernannt.

Wenn die Kabeltelegramme alles gesagt haben, was zu sagen war, dann ist der diesjährige Sozialistikkongreß in Chemnitz sehr ruhig verlaufen. Von großen erregten Diskussionen hat das Kabel nicht

berichtet. Wir erfuhren nur, daß Herr Scheidemann, der bekanntlich zum ersten Vizepräsidenten des Reichstags gewählt war, von dieser Stelle aber zurücktrat, eine große Rede gehalten hat, um seinen Parteigenossen darzulegen, daß die Sozialdemokratie manchmal sich mit den Liberalen zusammenschließen müsse, um mit vereinten Kräften das Zentrum und die Konservativen zu bekämpfen. Dieser Vorschlag habe nicht die Zustimmung der orthodoxen Marxisten gefunden, die Vertreter der moderneren Richtung seien aber mit der Darlegung Scheidemanns sehr einverstanden gewesen. Das war zu erwarten. Die Marxisten halten an dem Grundsatz fest: wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns, während die Revisionisten, die als die besseren Politiker gelten können, und die den Nutzen der Verträge und Konzessionen kennen gelernt haben, von diesem starren System bereits ganz entschieden abweichen. — Unter den verschiedenen von dem Kongreß angenommenen Resolutionen befindet sich auch die, für den Weltfrieden und vor allen Dingen für die Einschränkung der Rüstungen zu wirken.

Die Direktion der „Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft“ hat eine Erhöhung des Gesellschaftskapitals um zehn Millionen Mark beantragt, denn die Zunahme des Verkehrs erfordert eine Vermehrung des Schiffsmaterials. Daraus ersieht man, daß die deutschen Schiffahrtsgesellschaften auch ohne alle Subventionen von Seiten südamerikanischer Republiken sehr gut florieren.

In London ist der russische Minister des Aeußern, Graf Sasanow, angekommen. Als er aus dem Zuge stieg, stürzte ein Individuum auf ihn zu und beschimpfte ihn in der persischen Sprache. Der Mann wurde sofort in Gewahrsam genommen. Dem Besuch Sasanows wird eine große politische Bedeutung beigemessen und selbstverständlich wird von dem Weltfrieden gesprochen, dessen Garantie dieser Besuch sein soll. Andere sagen wieder, dieser Besuch Sasanows in London habe keinen geringeren Zweck als über die Aufteilung Persiens zwischen Rußland und England zu verhandeln. Die englische Presse ist mit dem angeblichen Projekt nicht einverstanden, denn Sasanow habe die besten Stücke, darunter die Hauptstadt Teheran, für Rußland ausgesucht. Was sagen aber nun die anderen Mächte zu der Aufteilung des Reiches Ciros' und Xerxes'.

Gleichzeitig mit dieser Nachricht kommen die Meldungen, daß der englische Premierminister, Herr Herbert Asquith, in Paris auf Besuch erwartet werde und daß Graf Sergius Sasanow die Absicht habe, nachdem er die Gastfreundschaft der englischen Vetter genossen, in Berlin vorzusprechen, um die deutsche Diplomatie davon zu überzeugen, daß er an der Themse kein Wässerchen getrübt habe. Daß Sasanow ein ausgezeichnete Diplomat ist, das muß ihm auch der Neid lassen. Er hat es verstanden, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zu lenken und dabei ist es ihm auch gelungen, die Welt darüber im Unklaren zu lassen, was er denn eigentlich will. Ein Besuch folgt dem anderen, eine Konferenz wird von der anderen abgelöst und schließlich weiß doch keiner, um was es sich denn eigentlich handelt.

In Turin gab ein Soldat in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn auf einen Kameraden drei Schüsse ab. Als dieser hinstürzte, lief der Verrückte davon, durcheilte mehrere Straßen und konnte nur mit großer Mühe überwältigt werden. Als der gefährliche Mensch weg war, stand sein Kamerad auf, befühlte sich am ganzen Körper und konstatierte, daß er von keiner Kugel getroffen war. Er war vor Angst umgefallen.

In Rom wurde der bekannte sizilianische Sozialist Bernardo Verro verhaftet, gegen den der Ver-

dacht besteht, an der Fälschung von Wechseln der landwirtschaftlichen Genossenschaft von Corleone beteiligt zu sein. Bernardo Verro ist schon ein älterer Herr, der seit Jahrzehnten im sozialen Kampfe steht. Er ist in ganz Italien als die Uneigennützigkeit selbst bekannt, denn er hat sein ganzes Vermögen seinen Ideen geopfert und hat nie eine Position beansprucht, deshalb glaubt man allgemein, daß Verro das Opfer seines guten Glaubens geworden ist und daß die Schuld der Wechselgefälschung andere Leute trifft. Die Wechselsumme beträgt hundertfünfzigtausend Lire.

Das neue italienische Strafgesetzbuch, das von berühmten Lehrern des Rechts ausgearbeitet wird, soll noch dieses Jahr fertig werden. Das neue Strafgesetzbuch wird sich ganz auf die moderne Wissenschaft basieren. Das heißt wohl soviel, daß die Theorien Lombrosos in dem Kodex die größte Verwertung finden werden.

In Venedig tagte eine Kongreß italienischer Presse. Unter anderem hat der Kongreß auf Antrag des Präsidenten des italienischen Pressevereins, Hrn. Salvatore Barzilai, den Beschluß gefaßt, daß die Gerichtschroniken in den Zeitungen sehr kurz zu halten sind. Der Berichterstatte soll nicht mehr sagen, als er zur Aufklärung seiner Leser zu sagen braucht. Dieser sehr vernünftige Beschluß dürfte kaum in Taten umgesetzt werden, denn die Italienischen Blätter gehören gerade zu denen, die gerne in Sensation schwelgen und, auf den Geschmack der Leser spekulierend, die Gerichtsabteilung im Stile der Hintertreppenzählung schreiben. Im Interesse der Völkserziehung wäre es freilich zu wünschen, daß dem Beschluß die Tat folgen würde und das nicht nur in Italien, sondern auch in anderen Ländern.

Der neue portugiesische Gesandte in Berlin, Dr. Sidonio Paes, hat einem Redakteur des „Berliner Tageblattes“ eine Unterredung gewährt, in der er über die Zukunft Portugals sich sehr optimistisch ausgelassen hat. Das Militär sei der Republik treu. Die Bevölkerung werde politisch reifer und fange an zu begreifen, welchen Segen sie von der neuen Regierungsform zu erwarten habe. Die finanzielle Lage habe sich bedeutend gebessert. Das Ausland habe Vertrauen zu Portugal und auf die Stabilität der Republik. Deshalb habe Portugal auch die letzte auswärtige Anleihe unter günstigen Bedingungen aufnehmen können.

Dynamitattentate werden nicht nur in Brasilien geplant und aufgedeckt, sondern auch in Perú. Auf der Linie der elektrischen Eisenbahn sind mehrere Dynamitpatronen gefunden worden. Es wird das Gerücht ausgesprengt, daß dieses die Anarchisten getan haben, aber jedenfalls handelt es sich nur um eine Maché der Polizei, die Gewaltakte gegen die Streiker, die trotz aller gegenteiligen Versicherungen noch nicht mürbe geworden sind, rechtfertigen will. Wenn jemand einen Eisenbahndamm durch Dynamit in die Luft sprengen will, dann pflegt er das nicht an die große Glocke zu hängen, und die peruanische Polizei zeichnet sich wahrhaftig nicht durch eine solche Findigkeit aus, daß man ihr zutrauen dürfte, sie könnte von selbst auf den Gedanken kommen, die Eisenbahndämme nach Dynamitpatronen abzusuchen.

Auf Grund genauer Informationen veröffentlicht die in Petersburg erscheinende Zeitung „Ruskije Seowo“ verschiedene Details über den Selbstmord des japanischen Generals Nogi. Nach diesen Erklärungen ist der Tod des alten Helden nicht gerade freiwilliger gewesen. Ein Verband von Geisen, dem auch der General angehört, habe beschlossen, daß am Beerdigungstage Mutsuhitos eins von seinen Mitgliedern zu Ehren des verstorbenen Herrschers sich

selbst das Leben nehmen müsse und das Los habe dazu General Nogi bestimmt. So ist der Sieger von Port Arthur ein Opfer des orientalischen Fanatismus geworden.

Aus den La Plata-Republiken liegen folgende Meldungen vor:

Argentinien.

— Der Senat beschloß mit 15 gegen 7 Stimmen den Bau eines dritten Panzerschiffes. Drei Minister sprachen dafür, die Senatoren Soldati, Lainez, Gonçales, Guemes und Demaria dagegen. Davila und Marineminister Valiente sprachen für ein viertes Panzerschiff, das er, der Minister, beantragen werde, wenn sich wieder eine Gelegenheit dazu biete. Die gegenwärtige politische Lage zeige zwar keine schwarze Gewitterwolken, aber irgend ein Windumschlag könne solche bringen und aus politischen wie ökonomischen Gründen müsse Argentinien gerüstet sein. Gegen den brasilianischen „Minas Geraes“-Panzer müsse man 4 „Garibaldi“ stellen.

— In seiner Rede gegen das 3. Panzerschiff meinte Senator Lainez, es sei doch eine Tollheit, wieder 40 Millionen Pesos in Rüstungen auszugeben, wo 250.000 Kinder in Argentinien ohne Schulunterricht, wo die Sanitätsbauten in der Hauptstadt so dringend sind und wichtige Bahnbauten aus finanziellen Rücksichten eingestellt werden müssen.

— In einem Erlasse vom 19. ds. ersuchte der Kriegsminister Velez alle Offiziere, an den Kursen über Luftschifferei teilzunehmen.

— In der Ausstellung in Palermo wurde der Zuehtstier Challenger mit 42 Contos verkauft.

— Der Abgeordnete Conforti legte in der Kammer ein Projekt vor, nach dem den Mitgliedern fremder Orden, die beim Erlasse der Verfassung nicht im Lande niedergelassen waren, der Eintritt ins Land verboten wird.

— In Cordoba wird der Gouverneur-Palast bewacht, weil man Revolution wittert.

— Im Prinz George's Hall fand ein Kinderball mit 100 Pepes statt. Früh übt sich, wer ein Meister werden will.

— Der Polizeichef wurde ermächtigt, 36 Anarchisten und Diebe zu deportieren.

— Argentinische Offiziere werden nach Frankreich gesandt, um dort für das gesammelte Geld Luftschiffe zu kaufen.

— Man behauptet, das große Fischsterben im La Plata-Fluß komme nicht von einer Krankheit, sondern von der außerordentlichen Kälte.

— Wegen Nicht-Beteiligung an den letzten nationalen Wahlen sind bereits 222 Haftbefehle erteilt. Diese sollen in der ganzen Republik bald auf 20.000 ansteigen, da so viele sich ohne Rechtfertigung nicht an den Wahlen beteiligten.

— Gegenwärtig sind 327 gefährliche fremde Individuen verhaftet und soll ein zahlreicher Abschuß erfolgen. Im Zentrum der Stadt wurde das Wechsel-Geschäft Vasi von Apaehen überfallen. Viele reiche Leute erhalten Briefe, in denen Geldforderungen gestellt werden unter Androhungen.

— Als Streikantstifter wurden mehrere Arbeiter zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt.

— Am 21. ds. haben die Studenten in Ausflügen das alljährliche Frühlingsanfangsfest gefeiert.

Uruguay.

— In Montevideo streiken die Universitätsstudenten wegen Wiedereinsetzung des Rektors. Es kommt zwischen Studenten und Polizisten zu zahlreichen Raufereien.

Die Friedensverhandlungen in Ouchy bei Lausanne haben, seitdem Bertolini mit neuen Instruktionen aus Rom zurückkehrte, zwar andauert, ohne

aber bis jetzt ein positives Resultat ergeben zu haben. Der am Frieden sehr interessierte Khedive von Aegypten ist dort auch eingetroffen, um an dem Friedenswerke mitzuhelfen, das jetzt auf einem toten Punkt zu sitzen scheint, da die Pforte erklärt, in ihren Konzessionen nicht weiter gehen zu können. Aber immerhin muß man bedenken, daß die Verhandlungen unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit vor sich gehen, also eine frohe Ueberraschung nicht ausgeschlossen ist.

Ueber dem Balkan sind dieser Tage wieder manche Gewitterwolken aufgestiegen, besonders will Bulgarien in seinen Forderungen betreffs Mazedonien nicht zur Ruhe kommen. Da eine Note an die Mächte aussichtslos ist, sucht es die Mithilfe der Balkannachbarn nach, um mit Serbien und Montenegro gemeinsam vor die Mächte zu treten. Diese Forderungen finden allerdings auch in der Diplomatie insofern Unterstützung, indem der russische Minister des Aeußern dem Vertreter der Pforte ausdrücklich erklärte, daß Reformen für die europäischen Provinzen der Türkei absolut nötig seien, ansonst ein Konflikt eventuell eine Intervention der Mächte nicht ausbleiben werde. Vonseiten Frankreichs und Englands findet diese Ansicht Unterstützung und haben diese der serbischen Regierung in diesem Sinne Zusicherungen gegeben. Auch der Minister Berehtold sprach sich am 24. ds. in der politischen Kommission der ungarischen Delegation in einer größeren Rede dahin aus, daß die Lage auf dem Balkan zwar ernst sei, daß er aber eine baldige Wendung zum Besseren erwarte, indem die Pforte den gerechten Forderungen der verschiedenen Völkerstaaten Rechnung frage. Die neuesten Mißerfolge der Türken auf afrikanischem Gebiete haben auf die Situation auf dem Balkan wieder verschärfend eingewirkt, so kam es bei Scutari wieder zu neuen blutigen Konflikten zwischen den albanischen Rebellen und den türkischen Truppen. Auch die Kretenser versuchten die Situation wieder auszubeuten, begaben sich in größerer Zahl nach Samos, um dort für ihre Sache zu arbeiten. Aber die Pforte verstärkte dort ihre Mannschaften um 800 Mann und die englischen und französischen Schiffe haben auf Kreta weitere Truppen gelandet, um den status quo zu sichern. Auch sprach man wieder von Austausch der zivilen Gefangenen zwischen Italien und der Türkei.

Die großen Ereignisse der letzten Tage aber spielten sich auf afrikanischem Boden ab. Daß die Tripolisexpedition seit längerer Zeit nicht voranrückte, war ausschließlich Schuld der Italiener. Nach Ansicht von Kennern war für sie nicht die Unmöglichkeit da, nach dem Innern vorzurücken, aber ihnen fehlte der Mut dazu; bei ihren Führern mögen die Erinnerungen an Abessinien eben noch sehr lebhaft sein. Nun haben aber die Türken der Situation selber eine Wendung gegeben, indem sie zum Angriff vorgingen und zwar innerhalb von wenigen Tagen an zwei Stellen; am 17. ds. bei Kasr-el-Leben und am 20. bei Zanzur, allerdings beide Male mit ähnlichem Erfolg, mit großen Verlusten und Rückzug. Betreffs der Details und der Verluste ist man ja ausschließlich auf die italienischen Meldungen angewiesen, die unter strenger offizieller Kontrolle nur das melden, was die gute Stimmung im Volke zu erhalten geeignet ist. So wird aus Kasr-el-Leben die Zahl der italienischen Verluste auf 60 Tote und 113 Verwundete angegeben, während sie allein schon 1134 Feindesleichen beerdigt hätten, die verwundeten Feinde aber 2000 betragen haben sollen. In diesem Kampfe hatten es die Araber besonders auf die Artillerie abgesehen, wobei es zu wildem Bajonettkampf kam. Bei Zanzur wagte am 20. ds. die Tür-

ermacht einen Hauptangriff. Ihre Armee soll sich auf 15.000 Mann belaufen haben. Davon seien 3500 auf dem Kampfplatze tot geblieben, während man 1000 Verwundete nach Aziza, Garian und Taruna transportiert habe. Wie ausführlich die Stefani-Berichte in den Schilderungen des Kampfes und in der Verherrlichung der Heldentaten ihrer Italiener sind, so geben sie doch keine bestimmten Angaben über den Verlust an Toten und Verwundeten. Die eine Ziffer, daß von den Infanteriebataillonen 52 und 2 allein 19 Offiziere gefallen seien, gibt uns aber schon einen Einblick auf das Schlachtfeld, wo jedenfalls auch die italienischen Leichen zu hunderten, wo nicht zu tausenden lagen. Auch wird das Ascaris-Bataillon wieder nach Hause geschickt, wohl nur noch einige Trümmer des ursprünglichen Bestandes, da diese afrikanischen Geworbenen zuerst ins Feuer geschickt und zuletzt auf die Verfolgung der Flüchtigen ausgeschieden werden.

Am 28. ds. jährt sich der Beginn der italienischen Tripolis-Expedition. Die bisherigen Erfahrungen werden wohl auf beiden Seiten schon große Enttäuschungen gebracht haben. Die Türken haben erfahren, daß man im Zeitalter des Schiedsgerichtsenthusiasmus doch im Ernstfall nicht auf seine Freunde zählen kann, die nur im Glück treu und beständig sind. Und die Italiener wissen heute auch schon, daß man nach Afrika keine Spaziergänge macht und daß Kolonialunternehmen in erster Linie nur sehr harte, sehr saure und sehr teure Früchte einbringen und daß auch ihrer noch viele Opfer haben, bis sie sich einigermaßen auf dem afrikanischen Boden heimisch fühlen können. Jedenfalls ist jetzt in manchen Kreisen das Friedensbedürfnis schon recht aufrichtig geworden. Möge im Interesse der Menschlichkeit und Kultur der Wunsch bald in Erfüllung gehen!

Notizen.

São Paulo.

Deportiert hat die Staatspolizei mit dem Dampfer „Aragon“ die Kaffen Antonio Gomes, José Peçes, Caetano Staiano, Domingos Sanjor, Guido Marielli und vier andere, deren Namen nicht bekannt wurden.

Der Kampf um Christus dauert schon aus dem Anfang unserer Republik an, in der Frage nämlich, ob ein Christusbild im Gerichtssaal sein soll oder nicht. Wenn man das Prinzip der Verfassung bezüglich Trennung von Kirche und Staat aufrecht erhalten will, so ist der Streit bald gelöst, alle Verwaltungsabteilungen sollen konfessionslos sein, so auch der Gerichtssaal. Aber die Klerikalen haben seitdem immer versucht, dieses Prinzip zu durchbrechen und so auch wieder mit der neuesten Unterschriftensammlung zugunsten der Wiederanbringung von Christusbildern in den Gerichtssälen. Daß unsere Präsidenten des Staatskongresses und Professoren und der Munizipalpräfekt etc. in dieser Liste figurieren, darüber wird sich niemand wundern.

Comp. Industrial. Die Herren Duprat Irmãos u. Comp. haben das Haus und Grundstück in der Rua 25 de Março, wo seit langer Zeit die Druckerei der Firma — frühere Druckerei Seckler — sich befindet, für 300 Contos angekauft.

Comp. Villa Albertina. Unter diesem Namen und mit 270 Contos Kapital hat sich hier eine Aktiengesellschaft gegründet, um die Terrains von Ipiranga und Villa Cerqueira Cesar auszubeuten und zu verkaufen.

Bevölkerungsbewegung. Vorige Woche starben in hiesiger Stadt 154 Personen, an Unfällen

7, an Lungenschwindsucht 9, an Syphilis 4. Es waren 37 Fremde und 117 Brasilianer; 100 männlichen und 54 weiblichen Geschlechtes, 63 unter 2 Jahren, also ist die Kindersterblichkeit eine ganz enorme. Dazu kommen noch 20 Totgeburten bei 309 Lebendgeborenen und 70 Trauungen. Geimpft wurden 1762 Personen.

Novelli als Shylock. Wer gestern die Aufführung des „Kaufmanns von Venedig“ im Stadttheater verabsäumte, der hat sich einen der feinsten Kunstgenüsse entgehen lassen, die überhaupt in São Paulo geboten werden. Leider haben diese Unterlassungssünde zu viele begangen. Die erste Hälfte des Parterre und die unteren Logen waren gut besetzt, aus den übrigen Räumen des großen Musentempels gähnte Leere. Die höhere brasilianische Gesellschaft war ziemlich gut vertreten; was uns aber erstaunen machte, war die geringe Zahl der Italiener, welche sich herbeiließ, ihren größten Schauspieler der Gegenwart in seiner besten Rolle zu bewundern. Da haben sich unsere Italiener nicht nur gegen die Kunst, sondern auch selbst gegen den Patriotismus versündigt; denn Novelli soll für den heutigen Italiener doch ein Stück Vaterland sein und nicht das schlechteste.

Wenn zwei Genies, ein Shakespeare und ein Novelli sich treffen, dann ist eine geniale Schöpfung sicher; der Shylock von gestern Abend war es auch im vollsten Sinne des Wortes.

Der größte Dramatiker der Weltliteratur bot uns eines seiner allergrößten Werke. Shakespeare ist gerade in diesem „Kaufmann von Venedig“ echter Engländer, die englische Natur in ihrer Großzügigkeit, in ihrer genialen Weltauffassung. Das Großartige dieses Dramas besteht in seinem weltgeschichtlichen Inhalt. Hier ist aus der Geschichte nicht ein einzelntes Ereignis herausgegriffen und mit historischer Treue, in historisch bestimmten Personen und Handlungen dargestellt, wie in Schillers „Maria Stuart“, im „Tell“ oder „Wallenstein“ etc., sondern es ist eine durch Jahrhunderte sich hinziehende Erscheinung, ein andauernder Kampf, mit seinen Ursachen, seinen Vertretern und seinen Wirkungen in typischen Charakteren vorgeführt, der Kampf des Christentums gegen die Juden und die Reaktion der letzteren. Vor allem ist es hier der Jude, der als Repräsentant seines ganzen Volkes mit einer Schärfe, einer historischen Wahrheit und bis aufs innerste Seelenmark gehenden Vollständigkeit charakterisiert wird, wie es nur größte Meister zustande bringen, wie wir ähnliche Figuren nur bei einem Michelangelo in seinem „Jüngsten Gerichte“ finden. Shylock als weltgeschichtliche Figur ist ergreifend; diesem Eindrucke kann sich kein Zuschauer entziehen, besonders wenn jener von einem Novelli dargestellt wird. Shylock zeigt alle Merkmale des entarteten Volkes Gottes, den schmutzigen Geiz, der trotz des Reichtums in Lumpen erscheint, die über alles gehende Geldgier und die Bereitwilligkeit für alle Mittel zum Zweck, den tödlichen Haß gegen die Christen, der sich zwar in untätigsten Formen verbirgt, wenn es nötig ist, aber in knirschendem Drohen sich zeigt, wenn er sich allein, oder bei Gesinnungsgenossen sieht. Aber dabei kommt auch die Intelligenz, das für Liebe und für Beleidigungen empfindliche Herz zum Ausdruck. Aber Sinnen und Trachten ist Geld und Rache. Und dieser Jude, der Repräsentant seines Volkes, ist nur das Resultat seiner Geschichte, seiner Erziehung, der Verfolgung durch die Christen. Aus dem Volke Gottes haben die Vertreter der Religion der Liebe ein solches Zerrbild gemacht. Aber es ist das natürliche Produkt, es ist ja das Produkt des Hasses und der Intoleranz, der Verfolgung selber. Alles das wirft

der Jude in beredten Worten, in Ausdrücken der Verzweiflung und der Empörung seinen Verfolgern vor und wir sehen an dem, was auf der Bühne ihm die Christen antun, die ihn beschimpfen und verlachen, die ihn wie ein Wild durch die Straßen jagen, die ihm seine Schätze und selbst seine Tochter rauben, an dem allen sehen wir die volle Berechtigung der Anklagen des alten Juden. Eine schärfere Verurteilung des christlichen Judenhasses hat die Literatur kaum aufzuweisen, als diese Shakespeare'sche Gestalt und diese Worte Shylocks. Und diese Anklage gegen die Intoleranz des Christentums ist um so berechtigter und geschichtlich um so bedeutender, weil der Haß und die Verfolgung nicht vom ungebildeten Pöbel ausgehen, sondern selbst von den hervorragenden Lehrern der Kirche selber als Glaubens- und Sittenlehre gelehrt wurde und heute noch in ihren Werken zu finden ist, welche diesen Verfolgungskampf gleichsam wissenschaftlich formuliert haben. So kommt der Zuschauer dazu, für diesen Shylock, selbst wenn er bis zu der Grausamkeit sich versteigt, statt sein Geld das Pfund Menschenfleisch zu fordern, doch mehr Mitleid als Verachtung zu haben. Und die Gerechtigkeit, die ihm am Schlusse von dem Dogen-Richter und dem schlaunen Advokaten wird, es ist eben wiederum die alte christliche Gerechtigkeit, die sich hinter sophistischen Trugschlüssen u. der probabilistischen Reservation mentalis versteckt, so daß wir vollauf greifen, wenn der alte Jude sich in letzten Moment nochmals aufrafft und gleichsam als strafender Prophet mit erhobenen Fäusten droht: „Christen, Christen!“ — Welche großartige weltgeschichtliche Szene! Und hat Shylock seine Drohung nicht gehalten? Wer könnte es leugnen! Diese Rache ist noch nicht aus.

Ueber Novelli's Darstellung als Shylock vermögen wir keine Kritik zu üben. Er war in allen Partien groß, am größten, wo es des starken Pathos bedurfte. Hervorragend ist ebenso seine Mimik. Man fühlt da die Kunst nicht mehr, es ist alles zur Natur geworden, daher alles harmonisch, logisch, alles eine einheitliche Persönlichkeit. Nur ein Zweifel ist uns aufgestiegen, ob in der Schlußszene Shylock nicht auch seine Mütze ziehen sollte vor dem Dogen-Richter, wo alle unbedeckten Hauptes sind und wo doch der schlaue Jude mit keiner Höflichkeit spart, um sich in Gunst zu setzen. Aber Novelli wollte wohl mit dem bedeckten Haupte andeuten, daß Shylock aber nur auf sein Recht pocht und seine Stellung für unanfechtbar hält.

Von den mitwirkenden Kräften können wir wenig sagen. Das Uebergewicht sowohl im Stücke selber wie aber noch mehr bei den Künstlern stellt Shylock-Novelli so sehr in den Vordergrund, daß neben ihm alle anderen Figuren ablassen, verbleichen. Dazu kommt noch, daß die anderen Rollen auch tatsächlich nur mittelmäßig und sogar in so wichtigen Rollen wie Antonio unter mittelmäßig besetzt waren. Dagegen war die Ausstattung vorzüglich. Aber jeder aufmerksame Zuschauer — was leider im Stadttheater nicht alle Besucher sind — hat vom gestrigen Abend einen solchen Eindruck heimgetragen, daß ihm die Gestalt Shylock-Novelli auf Jahre hinaus nicht aus dem Gedächtnis verschwinden dürfte; es war das echte Produkt zweier Genies.

Zigeuner. Am 19. wurde in der Vorstadt Cambucy eine Zigeunerbande in Haft genommen, die sich dort etabliert hatte und aus dem Hühner- und Wäschebierdiebstahl ein regelrechtes Geschäft machte. Diese Bande, die aus fünf Mitgliedern besteht, soll jetzt aus Brasilien ausgewiesen werden.

Eine sonderbare Jagd fand am Donnerstag in der Rua Formosa statt. Dort verkaufte ein klei-

ner Italienerjunge Streichhölzer, ohne die entsprechende Erlaubnis zu haben und deshalb erklärte der diensthabende Polizist ihn für verhaftet. Der Junge nahm Reisaus und der Polizist piff um Verstärkung. Bald gesellte sich auch ein Unteroffizier zu ihm und sie beide setzten dem flinkfüßigen Landsmann der Tripolishelden nach. Schließlich gesellte sich noch ein dritter Polizist und die Jagd nach dem schwarzgelockten Bengel ging weiter, aber plötzlich stürzte der zuletzt hinzugekommene Polizist und zwar so unglücklich, daß er von der Stätte getragen werden mußte. Der Streichholzverkäufer entkam selbstverständlich.

Ein gemeiner Mord geschah auf der Fazenda „S. José“ des Herrn Jayme Barbosa in Araquara. Der dort schon seit 8 Jahren ansässige spanische Kolonist Francisco Felipe Ruiz, der als guter Arbeiter und ruhiger Mann bekannt und geschätzt war, hatte in letzter Zeit mit dem Feitor José Rodrigues Lopes Differenzen, so daß er sich entschloß, wegzuziehen. Auch wegen Ausbezahlung des Lohnes gab es wieder Differenz. Doch besuchte abends der Feitor den Kolonisten in seinem Hause; nachdem sie dort gemütlich sich unterhalten und Kaffee getrunken, ging der Feitor weg und zum Abschied schoß er den Kolonisten mit 4 Schüssen nieder und floh. Nachbarn waren Zeugen der ruchlosen Tat. Der Feitor, auch ein Spanier, ist noch nicht gefaßt.

Eine Türken Schlacht in Ribeirão Pires. Der syrische Kaufmann Aiul Assa Aber June beschloß, im Einverständnis mit seinem Vetter Schede, seinen Angestellten Carlos Voi zu entlassen, der sofort ausziehen sollte. Zu letzterem war Voi nicht bereit. Darauf drohte der Patron mit Herauswerfen und kam nachher mit seinem Vetter, beide mit Revolvern bewaffnet, und nach rechts und links Schüsse losfeuerten. In diesem Moment ergriff der Mitangestellte Biagio zum Gewehr, um seinen Kollegen Voi zu verteidigen und schoß dem Patron Aiul eine ganze Ladung in den Leib; der Verletzte starb bald. Da nachher die Türken von Ribeirão Pires das Gefängnis stürmen wollten, wurden 20 Mann zur Verstärkung der Polizei hinbeordert.

Der Santos-Handel in den ersten 8 Monaten dieses Jahres zeigt folgende Wertziffern:

	1912	Differenz zu 1911
Import	159.851:893\$	plus 33.739:245\$
Export	252.459:893\$	plus 40.739:982\$

Es hat somit der Handelsumsatz sich um volle 73 Millionen Milreis gehoben und das Saldo zugunsten der Landesproduktion um 6½ Millionen Milreis. In diesem Export figuriert der Kaffee mit 4.281.465 Sack und 250.567:120\$. Deutschland bezog brasilianische Produkte im Wert von 36.749:895\$ in 1911, gegen 27.302:273\$ im laufenden Jahre, während es für 30.911:016\$ Waren hier importierte. An Schiffen liefen in Santos ein 1177, davon 414 brasilianische, 296 englische, 117 italienische, 114 deutsche, 84 französische, 48 österreichische, 37 holländische, 22 spanische etc.

Ein Geschenk an den Kreuzer „Bremen“. Durch die Inspektion der Einwanderung in Santos hat im Namen unseres Ackerbausekretärs Hr. Otto Specht, Chef der Publikations- und Bibliothekabteilung, dem Kreuzer „Bremen“ ein prachtvolles Album mit Ansichten aus dem Staate São Paulo überreichen lassen. Auf dem Deckel des Albums ist die Inschrift angebracht: S. M. S. „Bremen“.

Das Schwurgericht hat am Donnerstag ausnahmsweise einen Verbrecher verurteilt. Vor den Schranken stand der Italiener Jorge Alia, der, wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, am 4. August ds. Jahres seinen Landsmann, den Gemüse-

händler Paulo di Mari, mit dem er kurz vorher zusammen getrunken, in der Rua Conselheiro Carrão erstach. Die Anklage wurde durch den zweiten Staatsanwalt, Herrn Dr. Sebastião Lobo, und den Advokaten Herrn Pinheiro e Prado vertreten und die Verteidigung lag in den Händen des Rechtsanwalts Dr. Cyrillo Junior. Der Angeklagte wurde mit 10 Stimmen zu zehn Jahren und sechs Monaten Zellenhaft verurteilt.

Statistische Silhouetten aus der Polizeichronik. In unserer hauptstädtischen Polizei wurden während des Monats August 311 Individuen verhaftet eingebracht. Davon kamen zur näheren Klassifizierung in das Gabinete de Identificação 156 Personen.

Diese verteilten sich auf die Nationalitäten wie folgt: 53 Brasilianer und 103 Fremde, von den letzteren 40 Italiener, 25 Spanier, 13 Portugiesen, 9 Nordamerikaner, 7 Türken, 6 Spanisch-Amerikaner, 4 Franzosen, 3 Oesterreicher und je ein Deutscher und Engländer. Man sieht also, daß die Fremden sich am Polizeiquartier sehr stark beteiligt haben, und darunter natürlich die Italiener und Spanier voran, verhältnismäßig aber auch die Nordamerikaner und Türken stark „dabei“ sind.

Von den Verhafteten waren 127 Weiße, 20 Mulatten und nur 9 Neger. Letztere sind verhältnismäßig schwach vertreten, aber die Polizei weiß auch, daß von diesen dunkelfarbigen Leuten nichts zu holen ist, wenn sie bar blechen sollten und das spielt doch eine bedeutende Rolle.

Auch auf ihre Wissenschaft wurden die Inhaftierten untersucht. Unter ihnen war nur ein eigentlicher Vertreter der höheren Wissenschaft, nur ein Gelehrter alias „individuo de alta instrução“. Auch selbst mittelmäßige Bildung hatten nur 2. Niedrige Bildung hatten 99 und gar keine 54. Wenn wir nach diesem Verhältnis unsere paulistaner Bevölkerung einschätzen sollten, so käme diese mit ihrer Bildung allerdings sehr schlecht weg, denn von 156 Inhaftierten hatten nur 3 eine anständige Schulbildung! Allerdings ist eine Prüfung des Bildungszustandes von soeben Inhaftierter wohl eine ziemlich unzuverlässige Sache. Aber haben wir da nicht ein Argument für den Satz, daß die Eröffnung von Schulen die Schließung von Gefängnissen bedeutet, ein Satz, den die Reaktionäre so gerne bestreiten.

Nach dem Zivilstand waren von den 156 Individuen 93 ledig, 54 verheiratet und 9 Witwer; immerhin ist der Anteil der Verheirateten ein bedeutender.

Nach dem Geschlecht waren 141 Männer und 15 Frauen.

Dem Alter nach war einer unter 14 Jahren, 39 unter 21 Jahren, 60 von 22 bis 30, 34 von 31 bis 40, 17 von 41 bis 50 und 6 über 50; das gefährliche Alter ist also das von 22 bis 30.

Ueberraschend ist das Ergebnis nach den Berufsarten. Unter den 156 sind mit der größten Zahl die Tagelöhner vertreten, was bei der heutigen großen Bautätigkeit nicht befremdend ist. Aber schon an zweiter Stelle kommen „Artistas“ mit 36 Vertretern; was dies für „Künstler“ sein mögen? Allerdings versteht man im Portugiesischen unter „Artistas“ nicht etwa nur die Vertreter der schönen Künste, die Sänger, Musiker und Schauspieler, sondern vielfach auch Handwerker, wie Mechaniker und selbst die Barbieri als „Haarkünstler“. In dieser Weise werden die eigentlichen Künstler von der in dieser Ziffer enthaltenen schweren Anklage etwas entlastet. Die Angestellten waren mit 27 Individuen eingetragen, Soldaten und „Lavradores“ mit je 2, was auf eine friedliche Gemütsart dieser beiden Berufszweige schließen läßt, wohl besonders aus

dem Grunde, weil unter ihnen die Italiener schwach vertreten sind und weil die Polizei mit diesen Herrschaften etwas vorsichtiger umgeht.

Nach den Verbrechen, welcher die Leute angeklagt waren, fand sich die große Zahl von 8 Morden und 4 Mordversuchen und 8 schweren Verletzungen! Dazu kamen 20 leichte Verletzungen, dann 12 wegen Ruhestörung, 22 wegen Betrunktheit und 71 wegen Vagabundierens. Das ist eine hohe und eine niedrige Ziffer. Niedrig, weil die Polizei von diesem Gesindel der Vaganten noch viel mehr einfangen könnte und sollte und zwar nicht nur die barfüßigen, sondern auch die Vagabunden in Lackstiefeln, die ebenfalls den ganzen Tag herumlungern und eine Gefahr für die Sicherheit, Moral und Gesundheit sind; hoch ist die Zahl, da bei der gegenwärtigen Arbeitsfülle eigentlich niemand zu vagabundieren brauchte, wenn er nicht krank und arbeitsunfähig ist. Die für Zuhälterei und Diebstahl aufgeführte Zahl drei beweist, daß beides in São Paulo nicht als strafbar betrachtet resp. behandelt wird, sonst müßten diese Rubriken ganz andere Ziffern aufweisen.

Eine vornehme Handlung. Wie erinnerlich, hinterließ der Patriarch der Republik, Senator Quintino Bocayuva, keine anderen Schätze als seine Bibliothek und Aktien, die nach seiner eigenen Äußerung keinen Wert besaßen. Einige Tage nach der Testamentseröffnung erschien der vielgenannte Coronel João Francisco bei der Witwe Bocayuvass und erkundigte sich, ob sie ihm die wertlosen Aktien nicht verkaufen wolle. Die Frau zauderte, einen Preis zu nennen, aber schließlich sagte sie, daß sie die Aktie für 5\$000 verkaufe. João Francisco nahm die Papiere in Empfang — es waren 4000 Aktien — und zahlte für jede 15\$000 oder zusammen 60:000\$000. Selbstverständlich wollte der Coronel, der besser ist als sein Ruf, der Familie des Senators auf eine auffällige Weise die Zukunft sichern und der Aktienkauf diente ihm nur dazu, sein Angebot in eine annehmbare Form zu kleiden, aber eine fluminenser Zeitung, die zuerst von dem Geschäft erfahren, hat es doch fertig gebracht, João Francisco — unreelle Absichten vorzuwerfen. Er habe mit den Aktien spekulieren wollen.

Das neue Wählerregister der Stadt S. Paulo weist eine Gesamtählerzahl von 18.304 auf, die sich in folgender Weise verteilen:

Distrikt	Sé	1485
„	Santa Ephigenia	2491
„	Bom Retiro	621
„	Sant' Anna	479
„	Liberdade	2170
„	Cambuci	572
„	Villa Marianna	576
„	Consolação	2526
„	Bella Vista	852
„	Butantan	356
„	Santa Cecilia	1547
„	Lapa	473
„	Freguezia d'O	204
„	Braz	1604
„	Mooca	938
„	Belemzinho	947
„	Penha	318
„	S. Miguel	205

Gut' Ding will Weile haben! Es war im Jahre 1908, am 3. Mai und am 14. Oktober, als der 2. Sergcant Sylvio Guisão vom 3. Bataillon unserer Staatstruppen, unter Gefährdung seines Lebens in Parahybuna mehrere Personen vom Ertrinken rettete. Diese verdienstvollen Taten wurden damals dem Kriegsminister gemeldet. Am 21. August dieses Jahres hat der Bundespräsident das Dekret un-

terzeichnet, wodurch an Guisão die goldene Rettungsmedaille verabfolgt wurde, die gestern der Kommandant mit einem entsprechenden Tagesbefehl dem Sergeanten überreichte. Es brauchte also über 4 Jahre! Ja, wer schnell gibt, gibt doppelt!

Christus im Schwurgericht. Morgen nachmittags 3 Uhr wird eine große Prozession veranstaltet und das Christus-Bild wieder in den Schwurgerichtssaal zurückgebracht. Dieser Akt wird von einer Kommission ausgeführt, die sich eigens zu diesem Zwecke gebildet hat und von Coronel Marcellino de Carvalho präsiert ist. Daß diese langjährige Streitfrage von der zuständigen Behörde prinzipiell entschieden worden sei, davon haben wir nichts gehört und muß deshalb dieses Vorgehen beim objektiven Beurteiler Befremden erwecken.

Wie ein armer Teufel verteidigt wird. Am Donnerstag wurde der Italiener Jorge Alia, der seinen Landsmann Paulo di Mari erstochen, zu 10 Jahren und 6 Monaten Zellengefängnis verurteilt. Unserer Ansicht nach hat er diese Strafe verdient, aber das entschuldigt nicht die Haltung seines Verteidigers. Der war nur bei der Zusammensetzung des Geschworenentisches da und verließ dann den Saal, um erst nach der Anklagerede wieder aufzutreten. Er wußte demnach nicht einmal, was der Staatsanwalt gesagt hatte und mußte infolgedessen ins Blaue hineinreden. Wenn Jorge Alia nicht ein armer Teufel gewesen wäre, dann hätte der Herr wohl auf seinem Verteidigungsstuhl aushalten können, bis er das Wort ergreifen mußte.

Französische Spekulanten. Mit einer außerordentlichen Emsigkeit verlegen sich gegenwärtig die Franzosen auf brasilianische Geschäfte und Geschäftchen aller Art. Die einen kommen, um in Vorträgen ihre Wissenschaft gegen hohen Eintritt abzugeben, andere wollen für paulistaner Kaffee sogar per Luftschiff Propaganda machen und wünschen dafür vorderhand nur 1¼ Millionen Franken, wieder andere versuchen es mit den friedlichen Schafen. Ein Herr Thirouin-Sarreau anbot dem Ackerbauminister 300 Marino-Rambouillet-Schafe für 100.000 Franken. In richtiger Erkenntnis hat der Ackerbauminister diese Offerte abgelehnt, einerseits seien die Installationen für Rasseviehzucht in Ponta Grossa erst im nächsten Jahre fertig und zweitens sei es nicht ratsam, auf einmal so viele Rassetiere von einer Sorte anzukaufen, bevor man überhaupt versucht habe, ob diese Tiere in unserer Gegend gut fortkommen. So ist die hübsche Schafschur des schlaunen Thirouin vorderhand nicht gelungen. Vielleicht geht es, wenn er zuerst Wandervorträge über Schafzucht bei uns hält.

Museum Ipiranga. Gestern besuchte der französische Deputierte Herr Gerald in Begleitung des Herrn Mondin vom Sekretariat des Innern und des französischen Handelssachverständigen Hrn. Bloch unser Staatsmuseum. Die Genannten verweilten mehrere Stunden dort, und widmeten nicht allein allen Sammlungen, den ausgestellten wie den Studiensammlungen, ihre Aufmerksamkeit, sondern diskutierten auch mit dem Direktor Herrn Dr. Hermann von Ihering die schwebende Reorganisation gelegentlichst.

Gattenmord. Am Freitag vormittag erschöß in der Rua Manoel Dutra der erst vor kurzem aus Buenos Aires zugereiste Italiener Pietro Bicioni seine Frau Carmella. Das Paar war erst seit fünfzehn Monaten verheiratet und beide waren dreiundzwanzig Jahre alt. Pietro habe wegen schwerer Körperverletzung aus Buenos Aires fliehen müssen und sei dort in contumaciam zu sieben Jahren Kerker verurteilt worden. Hier hat er schon in den ersten Tagen verraten, wess' Geistes Kind er ist, denn er

ging mit jedem Menschen Streit an und mißhandelte seine junge Frau auf das erbärmlichste. Vor einigen Wochen hat er sich von Carmella getrennt und sich mit einem Frauenzimmer zusammengetan. Carmella ist bei einer Verwandten geblieben und dort hat er sie am Freitag vormittag überfallen und mit zwei Schüssen niedergestreckt. Dem Mörder gelang es zu entkommen, doch hofft man, ihn in Santos abzufangen, denn er soll den Weg nach der Hafenstadt eingeschlagen haben, um sich nach Europa einzuschiffen.

Schwurgericht. Am 17. Juli 1910 starb hier während einer durch Dr. Oliveira Botelho vorgenommenen Operation der junge Joaquim de Almeida Cardia und der Operateur wurde der Fahrlässigkeit beschuldigt. Jetzt nach Ablauf von mehr als zwei Jahren kam der Fall vors Schwurgericht und wurde Dr. Botelho freigesprochen, weil die Geschworenen annahmen, daß es sich um ein unglückliches Zusammentreffen, aber nicht um eine Fahrlässigkeit des Arztes handelt. Dr. Oliveira Botelho hält sich gegenwärtig in Brüssel auf. Heute kommen die der leichten Körperverletzung angeklagten Oreste Ristori und Dr. Passos Cunha vor das Gericht, deren Prozeß bekanntlich mit dem sensationellen „Idalina“-Fall zusammenhängt.

Todesfall. In der Bundeshauptstadt verstarb am Sonnabend morgen der deutsche Gelehrte Dr. Theodor Peckolt, Eigentümer einer großen Apotheke und Droguerie in der Rua Quitanda. Der Verstorbene war im Jahre 1822 in Muskau, Schlesien, geboren und studierte die Pharmazie. Im Jahre 1847 lernte er den großen Brasilienforscher Philipp von Martius kennen, der ihn zur Auswanderung nach Brasilien veranlaßte. Im Jahre 1867 wurde Dr. Theodor zum Apotheker des kaiserlichen Hauses ernannt. Im Jahre 1864 erhielt er in Anerkennung seiner botanischen Arbeiten von der Akademie Leopoldina-Carolina-Germanica den Titel eines Doktors der Philosophie. Nachher wurde er vom Kaiser Dom Pedro II. zum Ritter des brasilianischen Rosenordens ernannt und später von König Oskar II. zum Offizial vom Polarster des schwedischen Königs. Die schriftstellerische Tätigkeit des Verstorbenen, der im hohen Alter von 90 Jahren von seinem Arbeitsfelde abgerufen wurde, ist äußerst umfangreich und seine Verdienste um die Erforschung der brasilianischen Flora sind sehr groß; er hat nicht weniger als 6000 Pflanzenarten chemisch untersucht. Ihm sei ein Andenken Den trauernden Hinterbliebenen unser herzlichstes Beileid.

Eine große Schlacht fand am Sonntag nachmittag in Perdizes statt. Das Vieh eines gewissen Thomaz Angelo war in die Chacara des Lastfuhrmanns João Evangelista da Costa eingedrungen und dieser hatte es eingefangen. Als nun die Frau des mania konnte nun gestern stattfinden. Zwar machterstern das Vieh holen ging, da entstand eine große Diskussion, die bald in eine Schlägerei ausartete. Beide Parteien erhielten bald Hilfe, Messer und sogar eine Mistgabel traten in Aktion und als die Polizei eingriff, da war die ganze Gesellschaft verwundet. Glücklicherweise sind die Verletzungen alle ungefährlich.

Personalnachricht. Aus Itajahy, Santa Catharina, kommt die Trauerkunde, daß im Alter von 78 Jahren dort Herr Rudolf Busse verstorben ist. Der Familie unser Beileid.

Das große Fest des Sport-Clubs Ger-te noch vormittags der Himmel ein trübes, drohliches Gesicht, bei etwas kühler Temperatur. Das verhinderte, daß das Publikum in größerer Zahl sich rechtzeitig einstellte. Aber im Laufe des Nachmittags brach die Sonne durch, so daß die Witterung angenehm wurde und sich denn auch bis 4 Uhr die

Zuschauerräume des großen Antarctica-Sportplatzes ziemlich gefüllt hatten. Zu bedauern war allerdings, daß infolge der anfänglich nicht günstigen Witterung auch von den zur Teilnahme an den Vorführungen Eingeschriebenen eine größere Anzahl weggeblieben sind. Um so aner kennenswerter ist die tapfere Arbeit, in der die Beteiligten bis Sonnenuntergang aushielten, so daß das große Programm sich ohne Störung abwickeln konnte.

Als Ehrenpräsidenten des Festes hatten sich eingefunden Herr Konsul Dr. J. von der Heyde und Herr W. Lee, Präsident der paulistauer Football-Liga. Als Richter fungierten die Herren F. Behr, A. Kirschner, K. Weil, G. Rieter, L. Genin, J. Metz, E. Deininger, E. Henning, J. Menezes, N. Gerhardt, J. Bertone, H. Mikolajewski, A. Kauschuss und W. Kawall. Außer den Schulen waren nicht weniger als 54 Beteiligte eingeschrieben.

Die Vorführungen begannen mit einem Wettlauf auf 100 Meter. Von den 14 Eingeschriebenen beteiligten sich 8. Als Sieger gingen hervor: 1. C. Heuer, 2. O. Niel und 3. Th. Rasmussen. Als zweite Nummer folgte ein Shootar o Football, woran sich von 12 Eingeschriebenen 8 beteiligten. Als Sieger gingen hervor: 1. O. Niel, der den Ball 58,20 Meter weit schleuderte, 2. H. Gerhardt mit 52 Meter, 3. E. Amstetter mit 51 Meter. Beim nächsten Rennen auf 200 Meter fehlte auch wieder die Hälfte der Eingeschriebenen und beteiligten sich 10 Mann. In 26 Sekunden kam als erster C. Morrow ans Ziel; ihm folgte als 2. Rasmussen und als 3. H. Willmers. Zum Weitsprung fanden sich von 11 Mann 7 ein. Mit einem Sprung von 5,85 Metern wurde dabei C. Heuer der erste, J. Blanks mit 5,40 Metern der zweite und O. Niel mit 5,38 Metern der dritte. Beim Wettlauf auf 400 Meter fehlten von den Eingeschriebenen 6 Mann und kamen noch 2 dazu, so daß die 7 Mann mitmachten. Als Sieger gingen dabei hervor C. Heuer, A. Malschitzki und H. Lindner. Um die goldene und silberne Medaille liefen die Vertreter von 3 Schulen, während 6 eingeschrieben waren. Die Preise errangen die Renner der deutschen Schule São Paulo und die der Schule Villa Marianna. Bei dem Wettlauf auf 100 Meter ließen sich 26 Mann anmelden und 9 erschienen. Dabei kam wiederum J. Morrow in 11 2/3 Sekunden als erster ans Ziel; als 2. Paulo Moraes Barros und als 3. J. Blanks. Zum Discos-Werfen fanden sich statt 10 nur 7 Mann ein. Die possierlichen Sprünge, die dabei einzelne machten, dienten dem Publikum zur Beustigung; richtig systematisiert ist diese Sportübung unter den Beteiligten nicht. Als Preisgewinner stellte sich heraus A. Malschitzki mit 28 Metern, dann noch Th. Rasmussen und H. Lindner. Zum Team-Race viermal 100 Meter hatten sich 7 Kollegien eingeschrieben, 4 kämpften mit. Als Sieger gingen hervor: 1. Club Germania (Niel, Willmers, Heuer und Rasmussen), an 2. Stelle folgte der São Paulo Athletico Club. Für den Wettlauf auf 800 Meter ließen sich 21 Mann einschreiben; 10 Mann machten mit. Als erster war am Ziele Mc. Nickol in 2 Minuten 22 Sekunden, als zweiter Jorge de Souza und als dritter Mario Prado. Von 11 Eingeschriebenen kämpften 8 Mann hartnäckig im Hochsprung. Th. Rasmussen und O. Niel erreichten die Höhe von 1,60 Meter und blieben beide auf gleicher Höhe, während Malschitzki den dritten Preis erhielt. Das größte Gaudium hatte das Publikum bei dem auf 300 Meter gestellten Hindernisrennen. Von 17 Mann nahmen sich dazu 10 Wettbewerber ein. Dieser Wettlauf ging über Holzwände, über 4 Meter breite Wassergräben, durch Eisenröhren hindurch, über Hügel hinauf und hinab, durch Wald und Gestrüpp und zum zweiten Male ins kalte Wasser. Verschiedene

waren auf der Strecke liegen geblieben, als nach nur 3 Minuten 5 Sekunden Malschitzki als weitaus erster ans Ziel gelangte. Ihm folgten Jorge de Souza und Nicolas Dangeles. Es war auf diese Weise schon abendlich und kühl geworden, als man zur Schlussnummer, zum Fußballwettkampf zwischen Brasilianern und Fremden schritt. Es wurde bis zum Hereinbrechen der Nacht wacker gekämpft, obwohl manche Beteiligte schon in den vorherigen Auführungen ihre Kräfte stark in Anspruch genommen hatten. Der Kampf, den das noch anwesende Publikum mit vielfach lebhaften Meinungsäußerungen verfolgte, endigte mit dem Siege der Fremden mit 2 zu 1 Goals.

Der vom deutschen Konsul, Herrn Dr. von der Heyde, der dem Feste persönlich beiwohnte, gestiftete Preis für die beste Gesamtleistung wurde Herrn Heuer vom Germania-Sportklub zugesprochen.

So endete das Fest nach gut durchgeführtem Programm, das an die Beteiligten nicht geringe Ansprüche stellte, dies um so mehr, da leider gar manche der Eingeschriebenen sich durch das etwas kühle Wetter haben abhalten lassen, so fiel die Hauptlast auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Kämpfer. Jedenfalls hat der Sportklub Germania dabei wieder den Beweis geleistet, daß er über sehr tüchtige und leistungsfähige Vertreter der germanischen Rasse verfügt. Auch die Paulistaner waren mit guten Vertretern aufgerückt, die besonders im Wettlauf und dann im Fußball sehr Tüchtiges leisteten. Es ist zu begrüßen, daß viele deutsche Familien sich zu diesem Feste einfanden und damit die Söhne unserer Kolonie ermutigten, sich den für Leib und Seele so vorteilhaften Sportübungen zu widmen, wofür die Antarctica einen ausgezeichneten Platz geschaffen hat, um den manche Großstadt São Paulo beneiden kann.

Witterung. Nachdem während einigen wärmeren Tagen der Frühling sich bereits angemeldet hat, haben die letzten Niederschläge wieder kühlere Temperatur gebracht. Daher sind die Unterschiede zwischen den Niederungen und der Hochlandschaft sehr bedeutend. So hatte Rio Claro 32,7 im Maximum und 15,5 im Minimum am 21. ds., Taubaté 30,2 und 16, Santos dagegen 23,5 und 18 und São Paulo 27 und 14. Südlich ist die Temperatur noch bedeutend niedriger, so in Curityba bis auf 8,9, in Montevideo bis 7,8 gefallen.

Zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis vom 10. Oktober ist in Cruzeiros bereits der Chef des meteorologischen Dienstes, Dr. José Nunes Belfort de Mattos, eingetroffen, um Vorbereitungen zu treffen. Die meteorologische Kommission wird das nötige Material nachschicken und die Munizipalbehörde hat dem Direktor zuvorkommend ihre Dienste anboten. Es wird ein kleines Observatorium errichtet. Auch Dr. Rogerio Fajardo, Professor der Astronomie an der polytechnischen Schule, wird in Cruzeiros eintreffen. In der Nähe von Cruzeiros, in Silveiras, werden sich die Astronomen aus der Bundeshauptstadt niederlassen, unter Leitung von Dr. Lacaille. Nach Santa Rita do Passo Quatro ist bereits die Kommission von französischen Astronomen von dem pariser Bureau der Längenbestimmungen aufgebrochen. So werden wir in unserem Staate bei dieser Gelegenheit eine ganze Versammlung von Himmelsforschern beisammen sehen. Auch eine chilenische Kommission ist mit großen Kisten Instrumenten bereits in Rio eingetroffen.

Mit einem bekneipten Motorführer fuhr vorgestern morgens 1 Uhr der Bond 25 vom Largo do Thesouro nach der Penha ab, die steile Straße

herunter im Tempo des rasenden Roland, bis er an die Ecke der Rua Santa Rosa gelangte und dort mit dem Automobil 87 zusammenstieß. Die Begegnung war so stark, daß der Kraftwagen, in welchem die Familie Pizoti fuhr, weit weggeschleudert wurde und mehrere Personen verwundet wurden. Auch der beduselte Motormann, Silvio Cioni, hatte eine Verletzung an der rechten Hand erhalten. Diese verband man ihm und dann ging es mit dem leichtsinnigen Burschen in die Polizeihaftzelle, wo er wohl längst seinen Brand wird ausgeschlafen, aber um so schlimmeren moralischen Katzenjammer wird bekommen haben.

Arbeitsunglück mit Toten und Verwundeten. Gestern morgen 7 Uhr kam von Santo Amaro die Schreckensbotschaft, daß an der im Bau begriffenen Bondlinie von São Paulo nach Santo Amaro, bei der Volta Redonda 2 Kilometer jenseits des Waldes von Jabaquara, ein Erdbeben erfolgte und mehrere Arbeiter dabei verunglückten. Man hatte einen tiefen Erddurchschnitt gemacht, die Böschungen erhoben sich bei 20 Meter hoch und unten wurde noch Erde weggehoben, ohne daß man die nötigen Vorsichtsmaßnahmen traf. Zudem war die Erde durch die letzten Regenfälle weich geworden und so erfolgte der Erdbeben plötzlich und begrub 5 Arbeiter der Comp. Light and Power. Als man sie ausgegraben, gaben zwei bald den Geist auf, während drei andere erheblich verletzt sind, von denen der eine kaum mit dem Leben davongekommen dürfte. Die Getöteten sind der 21jährige Brasilianer Marciano Theodoro, gebürtig von Campo Bello, wohnhaft in Volta Redonda, und der 30jährige Brasilianer Raul Marques. Die Verwundeten sind der 19jährige Francisco Honorio, der 21jährige Domiciano dos Santos und der 22jährige João Manuel, alle drei Brasilianer.

Es wäre strenge Pflicht der Polizei, durch technische Sachverständige feststellen zu lassen, inwiefern es die Bauleiter an der nötigen Vorsicht haben fehlen lassen. Denn der gewöhnliche Arbeiter kann die Gefahr nicht berechnen, das müssen aber die Bauleiter wissen, welche die Arbeiter auf die Arbeitsstelle und in diesem Falle direkt in den Tod schicken.

Tag für Tag ist heute die Polizeichronik voll Unfälle bei der Arbeit, aber noch nie haben wir gelesen, daß die Arbeitgeber für die Unfälle verantwortlich gemacht werden. Immer nur trägt der Arbeiter das Risiko. Ein Gesetz über Haftpflicht bei Arbeitsunfällen wäre eine dringende Notwendigkeit. Hoffentlich wird der bevorstehende brasilianische Arbeiterkongreß es nicht verabsäumen, einen Parlamentarier mit dieser Aufgabe zu betrauen.

Selbstmordversuche dürfen nun einmal in unserer Tageschronik nie fehlen. Selten hört man dabei von anderen Motiven als von Liebesaffären, von Konflikt mit dem „Noivo“ etc. In der Rua Bambus 17 hatte die Näherin Isolina Ormais Zwist mit ihrem Bräutigam und der ging ihr so auf die Nerven, daß sie ein Tränklein nahm von Aether und Nelkenöl. Da nun aber das Nelkenöl sogar zur Likörfabrikation benützt wird, so wurde Isolina nur berauscht, aber nicht von ihrem bösen Bräutigam befreit. Der Polizeiarzt gab ihr das rettende Gegen-Tränklein.

Die 20jährige Magd Orphelia Lanecchini, in der Rua Amazonas 26, wollte das Unglück, daß ihr Geliebter sie verlassen, wirklich nicht überleben. Aber im Mittel zu diesem heroischen Zweck vergriff sie sich, verschluckte nur eine unschädliche Dosis Permanganat und war durch Polizeihilfe bald wieder außer Gefahr.

Die Eleonora Kauer, in der Rua da Gloria 139, nahm jedoch Lysol, wegen Streit mit ihrem Ehemahl Joaquim de Lina. Aber auch ihr wurde auf der Assistencia Policial geholfen. Wie ein Reporter vernahm, soll der eheliche Streit dadurch entstanden sein, daß Joaquim sich für das Ehescheidungs-gesetz, die Eleonora aber mit aller Entschiedenheit sich dagegen ausgesprochen hatte.

Einen ganz putzigen Einfall hatte die dunkelfarbige Brasilina Bastos, in der Rua Capitão Salomão 41. Ihr kleiner Junge hat das Venden-Büchlein verloren. Das wäre ihr aber unerträglich, wollte man ihr den Vorwurf machen, sie habe das Büchlein absichtlich verloren, um nicht zu bezahlen. Ein solcher Verdacht war für sie tödlich und sie nahm eine Sublimat-Pille. Nun der Entschluß war größer als die Gefahr. Eine 21jährige Maid verträgt schließlich noch mehr als eine Sublimatpille. Und so ist heute Brasilina wieder so gesund wie vorher.

Es ist wirklich merkwürdig, daß unsere Selbstmordkandidatinnen fast alle etwas zum Verschlucken nehmen, wenn sie das Leben satt haben. Für Waffen, die schneiden, schießen oder stechen, haben sie keine Vorliebe; so was tut doch gleich zu weh und in der Assistencia Policial wird dann der Fall auch komplizierter und schmerzhafter. Hat man aber nur eine Pille oder ein Tränklein genommen, so ist der Fall einfacher: der Herr Doktor gibt dann ein zweites Tränklein, das mit dem ersten Tränklein aufräumt und der Fall ist erledigt und der böse Bräutigam hat doch eins weg, besonders wenn er als Anstifter mit Namen in die Zeitung kommt.

Die Einwanderung im Staate S. Paulo beträgt bis jetzt 70.207 Köpfe. Bis zum 6. Oktober sind weitere 567 angemeldet.

Wie aus Lissabon gemeldet wird, dürfte die portugiesische Auswanderung dieses Jahr auf 80.000 Köpfe ansteigen.

Der Gouverneur von Santa Catharina, Oberst Vidal Ramos, ist gestern mittags von Santos hier eingetroffen in Begleitung seines Sohnes Hugo Ramos. Die Herren wurden auf Staatskosten in der „Rotisserie Sportman“ einlogiert und werden heute in unserem Regierungspalast ihre Besuche machen. Von hier reist der Gouverneur auf 10 Tage nach Poços de Caldas, dann hierher zurück und nach Rio de Janeiro.

Vom Schweizerfest. Wie wir vernehmen, hat trotz der nicht sehr günstigen Witterungsverhältnissen dieses Fest auch heuer dem Hilfsverein „Helvetia“ einen schönen Reingewinn gelassen, der sich auf zirka 3 Contos beläuft. Allerdings haben die bereits vor dem Feste gezeichneten Beiträge dazu einen guten Teil beigetragen. Dem glücklichen Inhaber des Loses Nr. 624 steht die verlorene Nähmaschine immer noch zur Disposition im Schweizerkonsulat Rua Visconde do Rio Branco 43.

Einen Kaffee-Schädling brachte gestern Hr. Rudolph v. Ihering nach dem Ackerbausekretariat, in verschiedenen Exemplaren des kleinen Schmetterlings „Cenostoma cafeella“, die von Dr. Arruda Cardoso aus dessen Fazenda in Tayuva eingeschickt wurden. Seit 30 Jahren existiert dieser Schädling in den Kaffeeplantagen unseres Staates und hat schon großen Schaden angerichtet. Auch in Java existiert eine ähnliche Plage, die aber durch einen Parasit vermindert wird, der die Schmetterlinge in Menge vernichtet, so daß dort die Verheerungen keine größere Ausdehnung annehmen. Die Raupe dieses Schmetterlings setzt sich in die Blätter des Kaffeebaumes und zerstört diese. Hr. R. v. Ihering wird in der Ackerbau-Zeitschrift diesen Schädling eingehend behandeln.

Zur Lage des Produktenmarktes gab die Makler-Junta von Rio dem Ackerbauminister von voriger Woche folgende Informationen: In Baumwolle beharrte der Markt bei der bisherigen ruhigen Position. Die Umsätze waren gering zu Preisen von 9\$500 für reguläre, von 9\$900 bis 10\$ für erstklassige Produkte und je nach dem Lieferungstermin. Zuführt wurden 3279 Ballen, abgeführt 3621 Ballen, so daß noch ein Stock von 23.302 Ballen verblieb. Die Durchschnittspreise bewegten sich von 9\$500 bis 10\$ per 10 Kilo.

Für Zucker bewahrte der Markt die unbestimmte Lage, mit der die Vorwoche geschlossen hatte. Zwar wurde eine größere Anzahl Geschäfte in kristallisierten weißen Zucker auf Januar und Februar zu 430 Reis verkauft. Am letzten Tage erschienen Verkäufer mit 1000 Sack der Qualität zu 465 Reis zur sofortigen Ablieferung, die für die Verladung erworben wurden. Der Markt schloß in schwacher Stimmung. Eine Versammlung zur Festsetzung der Zuckerpreise kam wegen abweichenden Tendenzen nicht zustande. Während der Woche kamen 20.167 Sack an, 27.975 gingen aus und verblieb ein Stock von 270.602 Sack. Die von den Maklern registrierten Preise schwankten von 230 bis 560 Reis für die verschiedenen Qualitäten.

Der Gummi-Markt behielt die seit langem für dieses Produkt festgesetzte Position auch weiter bei, zum Preise von 48\$ per 15 Kilo mangabeira aus dem Innern. Es kamen 17 Volumen an.

Der Kaffee-Markt zeigte diese Woche ziemlich anormale Verhältnisse, bei Preisansätzen von 12\$300 bis 12\$800 für die abgeschlossenen Operationen. Am 9. eröffnete der Markt mit 12\$800 für Typ 7, schwächte aber bald ab, eine Bewegung, die bis zum 12. ds. andauerte infolge starken Angebots, wobei die Notiz bis 12\$300 sank. Von da an zog die Preislage und die Nachfrage wieder an, so daß die Woche wieder mit 12\$400 bis 12\$600 schloß. Zuführen 86.508 Sack, Verschiffungen 82.707, Stock 194.043 Sack. Gleichzeitig wurden verkauft in New York 505.000; Havre 250.000; Hamburg 290.000 und London 47.000; total 1.092.000 Sack.

Oskar Nobiling †. Nach Sonntag in S. Paulo eingetroffenem Telegramm ist in Deutschland Herr Professor Oskar Nobiling gestorben. Herr Nobiling war lange Jahre hindurch am hiesigen Staatsgymnasium Professor der deutschen Sprache und in anderen Fächern, mit bedeutenden Kenntnissen in Sprachen, Literatur und Naturwissenschaften. Auch hatte er als Privatlehrer einen großen Wirkungskreis. Jetzt befand er sich in Deutschland zu einer Kur, die nun einen fatalen Abschluß nahm. Als die Trauernachricht eintraf, hißte man auf dem Gymnasium Halbmast.

Nobiling war 1862 in Hamburg geboren, doktorte in Bonn und kam 1889 nach São Paulo. Er studierte die portugiesische Sprache tüchtig und veröffentlichte verschiedene interessante Schriften. Seit Ende 1911 fühlte er sich in seiner Gesundheit sehr angegriffen und schiffte sich am 10. Januar dieses Jahres nach Europa ein, um in Bonn ein Sanatorium aufzusuchen, wo er nun seinem Leiden erlag. Der trauernden Familie unser Beileid.

Die Ausfuhr der geringeren Kaffeessorten nach dem Ausland ist bekanntlich nach dem Valorisations-Gesetz verboten, aber nach den übrigen brasilianischen Staaten unter gewissen Bedingungen gestattet. Um für dieses Geschäft die Bestimmungen ein für allemal in gerechter Weise festzulegen, hat eine Anzahl Kaffeehändler und Kommissionäre dem Finanzsekretär eine Eingabe gemacht, die folgende Wünsche enthält:

1. Die Konferierung der Ware soll durch den Vertreter des Finanzsekretärs auf dem Nordbahnhof geschehen.

2. Durch den Finanzsekretär soll der Minimaltyp für die exportfähige Auslese festgesetzt werden, die nach Rio und die Nordhäfen ausgeführt werden kann.

3. Die Begleitscheine für die Staatssteuer von 9 Prozent sollen hier mit dem Vermerk abgestempelt werden: Minderwertiger Kaffee, exportfähig nach den nationalen Häfen gegen Zoll von nur 5 Franken.

4. Für die unter dem Minimaltyp stehenden Qualitäten, soll der Begleitschein den Vermerk haben: Bezahl 5 Franken und 11 Prozent staatlicher Steuer.

Die Verfasser der Eingabe erwähnen, daß eine bezügliche Regelung dringend nötig sei, da jetzt sehr nachteilige Verhältnisse bestehen. Der paulistaner Kaffee geringerer Qualität kann jetzt nur gegen 5 Frs. und 20 Prozent Staatssteuer exportiert werden, während Minas diese Kaffeessorten von noch geringerer Qualität mit nur 3 Frs. Zoll und 8½ Prozent Staatssteuer ausführt, so daß in dieser Beziehung die Paulistaner noch zu Schaden kommen.

Munizipien.

Santos. Im Konflikte zwischen den Fuhrleuten und den Transportgesellschaften hatte für die letzteren die Kommission des Handelsvereins die Vermittlung übernommen und mit dem Vertreter der Arbeiter, Dr. Tito Brasil, seit längerer Zeit Verhandlungen gepflogen. Es handelte sich in erster Linie um Festsetzung des 10stündigen Arbeitstages; dafür wollten die Transportgesellschaften eine Probezeit von 30, nachher 20 Tagen, aber das Arbeitersyndikat beharrt nur auf 5 Tagen. Bezüglich Wiedereinstellung der entlassenen Arbeiter wurde man einig. Aber die Gesellschaften lehnten es ab, künftig bei jeder Entlassung eines Arbeiters den Grund stets dem Arbeitersyndikat mitzuteilen. Da nun eine definitive Einigung trotz aller Anstrengungen der Vermittler nicht möglich war, so hat am 21. ds. die Kommission des Handelsvereins, das von ihr übernommene Vermittleramt als erledigt erklärt und bedauert, daß alle Vermittlungsbemühungen aussichtslos sind. Es ist demnach wieder ein Streik zu erwarten. Dabei ist allerdings zweifelhaft, ob die öffentliche Meinung diesmal für die Streiker eintreten kann, die recht wenig Entgegenkommen zur Vermeidung des Konfliktes zeigten.

Campinas. Einen unangenehmen Aufenthalt hatte der Portugiese Martin Pereira da Silva. In der Nacht vom 14. ds. fiel er auf seinem Landgut in Titarrão in den Brunnen. Erst am 18. ds. entdeckte man ihn, als ein Nachbar vorbeiging und Jammertöne hörte. Silva wurde dann ins Spital gebracht.

— Man schätzt den Wert der heuer in der Kolonie „Nova Odessa“ erzeugten Produkte auf 400 Contos. Ein russischer Kolonist hat allein einen Ertrag von 10 Contos.

Ribeirão Preto. Die neue Ausgabe des Almanachs von Ribeirão Preto unterstützt Herr Francisco Schmidt mit 1 Conto.

Parnahyba. Der 45 jährige fluminenser Arbeiter Francisco Buenos versuchte sich durch einen Schnitt mit dem Barbiermesser durch die Gurgel zu entleiben, aber es gelang ihm nicht.

Itararé. Am 13. ds. kam es auf der Sorocabana-Station zu einem ersten Konflikt zwischen dem Bahnpersonal und der Polizei. Ohne genügende Stärke wollet diese den Zugführer Nivaldo Antunes verhaften, mußte ihn aber freigeben, da das Personal eine drohende Haltung einnahm. Die Itararé-Polizei hat darauf den Justizsekretär um Verstärkung ersucht.

Bundeshauptstadt.

Daß unsere Polizei nichts taugt, zu dieser Einsicht muß gestern auch der General Pinheiro Machado gekommen sein. Der Richter sprach nämlich die Individuen Renato Francisco Amorim und Joaquim Alves dos Santos, die der General des Diebstahls einer Perlenadel beschuldigt hatte, wegen Mangels an Beweisen frei. Wie schlecht muß unsere Polizei sein, wenn es ihr nicht einmal gelingt, zu einer von dem Gewaltigsten im Lande erhobenen Beschuldigung die Beweisunterlagen zu liefern! Und wie muß es da erst mit dem Schutze des Eigentums weniger mächtiger bestellt sein! Welche Folgen Herr Pinheiro Machado aus dieser Einsicht wohl ziehen mag? Oder ist er vielleicht zu dem Schlusse gelangt, daß die Schuld beim Richter liege? . . .

Ein Mittel gegen Seekrankheit. Wir berichteten vor einiger Zeit von den aufsehenerregenden Erfolgen, die ein Arzt bei einer sehr der Seekrankheit unterworfenen Dame mit der Anwendung von Veronal-Natrium aus den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. erzielte. Der Bericht jenes Arztes veranlaßte unseren Verleger, der stets sehr heftig unter der Seekrankheit zu leiden pflegte, sich auf seiner gegenwärtigen Europareise des Veronal-Natriums zu bedienen. Wie er uns unter dem 23. v. M. aus Barcelona mitteilte, ist er dank diesem Mittel nicht nur selber völlig von der Seekrankheit verschont geblieben, sondern das Veronal-Natrium hat auch eine ganze Reihe seiner Reisegefährten von dem Uebel befreit. Wir glauben unter diesen Umständen, unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie nochmals auf das Bayerische Veronal-Natrium aufmerksam machen. Auch Personen, die bei Eisenbahnfahrten unwohl werden, können sich des Mittels mit Erfolg bedienen.

Die 1400 Contos. Unsere Leser erinnern sich noch der Entrüstung, mit der die gesamte Presse, einer ob regierungsfreundlich oder oppositionell gesinnt, die Nachricht aufnahm, daß João Baptista Ribeiro, der Held des Diebstahls der 1400 Contos, im Polizeigefängnis gefoltert worden sei. Da schon wiederholt Fälle bekannt wurden, in denen Gefangene zur Erpressung von Geständnissen gefoltert wurden, so lag kein Grund vor, an den Angaben Barata Ribeiros zu zweifeln. Die Verurteilung der Polizei war deshalb allgemein, und die Empörung ging soweit, daß sogar der gewiß regierungstreue Senator Fernandes de Almeida eine flammende Anklagerede vom Stapel ließ. Das schreckte den heiligen Belisario, den Polizeichef, aus seiner mystisch verzückten Wurstigkeit auf und veranlaßte ihn, den Hilfsdelegaten Hugo de Andrade Braga mit einer Untersuchung über den Vorfall zu betrauen. Man mußte von vornherein annehmen, daß bei dieser Untersuchung nichts herauskommen werde, denn eine Krähe hackt der andern die Augen nichts aus. Diese Annahme hat sich denn auch bestätigt: Der von Herrn Braga erstattete Bericht bezeichnet die Angaben Barata Ribeiros als völlig erlogen. Wir haben den Bericht mit sarkastischem Skeptismus zu lesen begonnen, sind aber im Verlauf der Lektüre zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Unwahrheit der Behauptungen Ribeiros durchaus nicht von der Hand zu weisen ist. Daß die befragten Polizeiorgane jede Mißhandlung leugneten, will nichts sagen, denn das ist ganz natürlich und war zu erwarten. Daß aber alle Privatpersonen, die in jener Nacht zufällig oder aus Neugier sich im Arbeitszimmer des 16. Polizeibezirks aufhielten, die Aussagen der Polizeibeamten bestätigten, vermag schon bedenklich zu stimmen. Völlig zweifelhaft aber wird die Geschichte durch die Protokolle der körperlichen Untersuchungen, die

vier verschiedene Aerzte, darunter der Amtsarzt des Zuchthauses und ein unbeamteter Arzt, an Barata Ribeiro vornahmen. Kein einziger will Spuren einer Mißhandlung entdeckt haben, weder am Tage nach der Verhaftung noch später. Und Barata Ribeiro hat angeblich selbst geäußert, er wundere sich, daß die Mißhandlungen keine Spuren zurückgelassen hätten. Vergegenwärtigt man sich die pathologische Verlogenheit des Gefangenen, so läßt sich der Verdacht nicht von der Hand weisen, daß Barata Ribeiro die Geschichte von der Mißhandlung nur erfunden hat, um Sensation zu machen und die öffentliche Meinung für sich einzunehmen. Jedenfalls läßt sich in diesem Falle der Vorwurf gegen die Polizei nicht mehr unbedingt aufrecht erhalten, — was freilich nichts an der Tatsache ändert, daß sie in verschiedenen anderen Fällen Gefangene wirklich gefoltert hat. Man möchte fast bedauern, daß es dem Hilfsdelegaten Dr. Braga gelungen ist, diesmal die Polizei einigermaßen reinzuwaschen, denn dadurch wird die Hoffnung, daß der Fall Ribeiro Anlaß zu ernststen Vorbeugungsmaßnahmen gegen die Polizeiwilkkür geben werde, zu nichte gemacht.

Der Geburtstag des Stadtpräfekten, des Generals Bento Ribeiro, der mit dem Gedenktage der Erstürmung der Porta Pia durch die Italiener zusammenfällt, wurde gestern in Rio festlich begangen. Der Handel schloß wie an Sonn- und Festtagen, um dem General auf diese Weise den Dank auszusprechen für seine Bemühungen um das Gesetz über den Ladenschluß. Allen anderen Manifestationen hat sich Herr Bento Ribeiro durch die Flucht entzogen. Er gehört nicht zu der Sorte von Verwaltern, die sich während ihrer Amtszeit an Demonstrationen berauschen, die nicht ihnen, sondern dem Amte gelten, und hat deshalb beschlossen, seinen Geburtstag mit seiner Familie auswärts zu verbringen. Man sollte meinen, daß das eine recht deutliche Willensäußerung sei. Trotzdem haben's noch nicht alle verstanden, wenigstens der Vorstand des Centro Civico Sete de Setembro nicht. Der teilt seinen Mitgliedern mit, daß der Fackelzug, der gestern stattfinden sollte, angesichts der Abwesenheit des Stadtpräfekten auf Sonntag verschoben wurde. Der Mensch vermag nun einmal seinem Schicksal und der Zudringlichkeit interessierter Schmeichler nicht zu entgehen.

Ein Bombenattentat? Gegen den Minister des Innern und der Justiz, Herrn Rivadavia Corrêa, soll ein Bombenattentat geplant worden sein. Als er am Freitag gegen Mitternacht mit seiner Familie aus dem Theater nach Hause kam, fand er im Hausflur eine Bombe liegen, deren Zünsschnur jedoch nicht angezündet war. Herr Rivadavia Corrêa ließ die Bombe zur Polizei bringen, die sofort eine strenge Untersuchung einleitete. Soweit klingt die Geschichte durchaus möglich. Wenn dann aber weiter behauptet wird, die Polizei sei den Attentätern schon auf der Spur, so beginnt man zu zweifeln, denn eine solche Fixigkeit ist unserer Polizei nicht zuzutrauen.

Kein Kuhhandel in Pará. In verschiedenen Blättern war die Behauptung aufgestellt worden, zwischen der „konservativ-republikanischen“ Partei, d. h. Herrn Pinheiro Machado, und Herrn Enéas Martin sei, als die Vereinbarung über die Wahl des letztgenannten zum Gouverneur von Pará getroffen wurde, ein Abkommen über die Stellungnahme Pará's bei der nächsten Bundespräsidenten-Wahl geschlossen worden. Das hätte eine bemerkenswerte Stärkung der Position Pinheiro Machados bedeutet, der, wie wir schon mehrmals ausführten, für die kommende Kampagne mit den übrigen Nordstaaten nicht rechnen kann. Nun hat aber gestern das „Jornal do Commercio“ erklärt, es sei zu der Mitteilung ernäch-

tigt worden, daß eine derartige Vereinbarung nicht stattgefunden habe. Das klingt nicht unwahrscheinlich, denn so unglaublich nachgiebig sich Herr Lauro Sodré bei dem Kompromiß auch gezeigt hat, so hätte er doch politischen Selbstmord begangen, wenn er sich mit gebundenen Händen Pinheiro Machado ausgeliefert hätte. Gerade für die kommende Bundespräsidenten-Wahl mußte er sich die Stellungnahme vorbehalten, und sei es auch nur, um für sich und seine Partei möglichst viel herauszuschlagen.

Eine dankenswerte Neuerung hat der rührige Generaldirektor des Sanitätswesens, Dr. Carlos Seidl, bei dem Minister des Innern in Vorschlag gebracht. In einem amtlichen Bericht weist er darauf hin, daß es angemessen sei, im Hafen von Rio die ärztliche Visite der Passagierdampfer zu jeder Zeit des Tages und der Nacht vorzunehmen. Bislang erfolgte auf diesen Dampfern die ärztliche Visite auch noch zwischen 6 und 9 Uhr abends. Herr Dr. Seidl meint nun mit Recht, daß es einem zivilisierten Staatswesen nicht schlecht anstünde, die Dampfer auch noch später abzufertigen. Er führt ferner an, daß diese Verkehrserleichterung sich in wirtschaftlicher Beziehung bezahlt machen würde. Die Zahl der nach 9 Uhr abends einlaufenden Passagierdampfer sei gar nicht so klein. Es gebe Tage, wo 6 bis 8 Dampfer abends hereinkämen, wie aus einer dem Berichte beigelegten Liste hervorgeht. Ermöglichte man es ihren Passagieren, noch abends beziehungsweise nachts an Land zu gehen, und rechne man, daß jeder Passagier an Land durchschnittlich 4 Milreis ausbe, so komme man auf eine Ausgabe von jährlich 2400 Contos. Und selbst wenn sich nur der vierte Teil der Passagiere dieser Möglichkeit bediene, so geben sie immerhin bei einem Durchschnitt von 4 Milreis noch 600 Contos jährlich aus, die sonst unserem Erwerbsleben verloren gehen. Herr Dr. Seidl beantragt, die Verkehrserleichterung zunächst in Rio zu erproben und sie dann je nach Bedarf auch auf andere Häfen auszu dehnen. In erster Linie käme natürlich Santos in Betracht, dann Bahia, wo für die Dampfer nicht einmal die Möglichkeit besteht, noch nach 6 Uhr abends ärztliche Visite zu erhalten. Es wäre sehr wünschenswert, daß der Minister des Innern dem Vorschlage des Generaldirektors des Sanitätswesens stattgäbe.

Was verdient der Zwischenhandel? Die Teuerung der Lebensmittel ist bei uns ja glücklicherweise nicht so schlimm wie in Europa und in den Vereinigten Staaten. Aber empfindlich ist sie in den großen Städten doch. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die Preissteigerung zum erheblichen Teil auf den Zwischenhandel zurückzuführen sei. Wenn man die Marktberichte durchsieht, so findet man den Beweis für diese Behauptung. Es kosteten z. B. Mamões pro Dutzend im Großhandel 500 Reis bis 2\$000, im Kleinhandel 3\$600 bis 18\$000, Mandarinen (Tangerinen) im Großhandel 200 bis 400 Reis, im Kleinhandel bis zu 6 Milreis, gewöhnliche Apfelsinen im Großhandel 500 bis 600 Reis, im Kleinhandel 1\$200 bis 5 Milreis, Schlachthühner 1. Qualität pro Stück im Großhandel 600 bis 800 Reis, im Kleinhandel 1\$00 bis 2 Milreis, Enten im Großhandel 600 bis 1\$00, im Kleinhandel 1\$00 bis 2\$500, Puten im Großhandel 3 bis 6 Milreis, im Kleinhandel 5 bis 16 Milreis. Verhältnismäßig gering ist der Preisunterschied nur bei Eiern, im Großhandel 700 bis 800 Reis das Dutzend, im Kleinhandel 1\$00 bis 1\$200. Das ist offenbar auf die geringe Haltbarkeit des Artikels zurückzuführen. Jedenfalls zeigt die Gegenüberstellung deutlich, wie einerseits die Produzenten, andererseits die Konsumenten von dem Zwischenhandel ausgebeutet werden und wie notwendig und segensreich Einrichtungen von der Art der Ver-

steigerungen des „Museu Commercial“ in Rio sind, die zum mindesten den Produzenten schützen, indirekt aber mit der Zeit sicherlich auch den Konsumenten zu gute kommen werden.

Eine Kino-Expedition nach dem Amazonasstrom. Die Universität von Pennsylvania (Philadelphia) rüstet nach einer Notiz in „Film und Lichtbild“ (Stuttgart, Franckh'sche Verlags-handlung) eine Expedition aus, um kinematographische Aufnahmen aus dem Leben und Treiben der Wilden, die an den Nebenflüssen des Amazonasstromes hausen, zu erlangen. An der Spitze der Expedition, deren Dauer auf drei Monate berechnet ist, steht Algot Lange. Das Personal wird aus fünf oder sechs Assistenten bestehen. Die Universität zahlt sämtliche Unkosten, auch die für die ungefähr acht Kilometer langen Films.

Leilões Geraes. Das Museu Commercial hat, um den Handel mit Nahrungsmitteln zu erleichtern, um die wucherische Dazwischenkunft des Großhändler rings einzuschränken und so sein Teil zur Bekämpfung der Lebensmittel-Teuerung beizutragen, öffentliche Versteigerungen in der Zentralmarkthalle eingerichtet. Die Betriebsgesellschaft der Zentralmarkthalle hat dem Museu Commercial für diesen Zweck in bereitwilliger Weise einen Raum zur Verfügung gestellt, der sowohl nahe an den Anlegeplätzen der Kähne als auch nahe an der Lade-stelle der Frachtwagen der Light and Power Co. gelegen ist. Der Dienst umfaßt folgende Zweige: 1. Empfang aller Nahrungsmittel, die dem Museu Commercial auf dem Land- oder Seewege zugestellt werden, einerlei ob ihre Einlieferung direkt in der Zentralmarkthalle oder durch Aufgabe bei Eisenbahn-, Schiffs- oder Straßenbahn-Stationen erfolgt. 2. Maßnahmen für den Transport der Waren bis zur Markthalle. 3. Aufbewahrung der Waren in den Lagerräumen und Kühllhäusern der Zentralmarkthalle. 4. Verkauf der Waren in öffentlicher Versteigerung. 5. Tägliche Bekanntgabe der getätigten Verkäufe durch die Presse.

Um den Produzenten die Beförderung zu erleichtern, stellt das Museu Commercial ihnen Adreßzettel zur Verfügung, die sie auf die Sendung kleben, nachdem sie ihren Namen und ihren Wohnort darauf geschrieben haben. Sie brauchen dann weder das Museu Commercial zu benachrichtigen noch sonst eine Formalität zu erfüllen, nicht einmal die Fracht im voraus zu bezahlen. Das Museu Commercial hat nämlich mit der Centralbahn, der Leopoldina Railway, der Comp. Cantareira, der Light & Power und dem Lloyd Brasileiro ein Abkommen getroffen, wonach diese Verkehrsinstitute die für die Leilões Geraes bestimmten Sendungen annehmen, ohne daß Fracht oder sonstige Abgaben vorher zu entrichten sind. Die einlaufenden Sendungen werden alsbald von Sachverständigen auf ihre Qualität und Beschaffenheit geprüft. Die Versteigerungen finden von 4 bis 10 Uhr morgens für diejenigen Waren statt, die bis zu diesem Zeitpunkt einliefen, und um 3 Uhr nachmittags für die später eintreffenden Waren, es sei denn, daß der Absender ausdrücklich die Versteigerung für den nächsten Morgen verschoben zu sehen wünscht oder daß nachmittags keine genügende Anzahl von Käufern erscheint. Das Museu Commercial ist berechtigt, die Versteigerung ausfallen zu lassen oder abubrechen, wenn nicht genug Bieter erscheinen oder wenn die Preise infolge zu starken Angebots an Waren merklich zu sinken beginnen. Waren, die dem Verderben ausgesetzt sind, werden in den Depots und Kühllhallen behalten und nach Muster verkauft. Der Verkauf erfolgt stets in Partien, nicht in Einzelstücken. Aushändigung der Ware erfolgt nur gegen Barzahlung. Zahlt der Bi-

ter nicht sofort, nachdem ihm der Zuschlag erteilt wurde, so wird der Zuschlag als ungültig betrachtet und die Ware von neuem ausgeteilt. Reklamationen nach erfolgter Zahlung und Uebergabe werden nicht angenommen.

Von dem Verkaufserlös werden die Auslagen für Fracht u. s. w. und ferner die geringe Provision von 4 Prozent für das Museu Commercial abgezogen, das dafür die Kosten der Versteigerung, Publikation u. s. w. trägt. Der Reinerlös steht dem Verkäufer sofort zur Verfügung.

Wie wir bei der Durchsicht der Liste über die Versteigerung vom vorigen Freitag feststellen konnten, sind die erzielten Preise durchaus angemessen und die Mengen der angebotenen Waren bereits beträchtlich. Es wurden z. B. erzielt für Tomaten pro Kiste 7\$000 bis 12\$000, für Hühner bis zu 2\$200, für Junghühner bis zu 1\$200, für Blumenkohl bis zu 12\$000 pro Korb, für 70 gewöhnliche Kürbisse 17\$500, für Eier 700 Reis pro Dutzend, für Zicklein bis zu 5\$500, für Puten dasselbe. Wie die Verwaltung des Museu Commercial mitteilt, sind ihr auch schon Zucker, Branntwein, Kaffee, Bohnen, Speck, Mais und ähnliche Waren zur Versteigerung überwiesen worden. Wir glauben unseren kleinen Landwirten einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie erneut nachdrücklich auf die Einrichtung der Leilões Geraes aufmerksam machen. Wer weitere Auskunft haben will, wende sich an das Museu Commercial, Praça 15 de Novembro, oder an den Serviço

dos Leilões Geraes, Mercado Central, Largo do Moura 50.

Zwei Morde in derselben Straße. Ein Mord-Rekord ist gestern in der Rua General Pedra aufgestellt worden, wo sich an einem und demselben Tage zwei Mordtaten ereigneten. Nachmittags um 4 Uhr betrat die Schuhmacher-Werkstatt des Enrico Condreva im Hause Nr. 61 der genannten Straße der Italiener Felice, der auf der Straße Erfrischungsgetränke feilhält. Er traf dort seinen Landsmann Homero Manzi, mit dem er in ein Gespräch über italienische Politik geriet. Die Meinungen der beiden gingen ziemlich auseinander, was zur Folge hatte, daß die Gemüter sich erhitzen. Man wurde persönlich. Manzi warf dem Felice vor, daß er gefälschte Getränke verkaufe. Dieser erwiderte, daß die und die italienischen Politiker, für die Manzi eine besondere Vorliebe hegt, Trinker seien und infolgedessen nichts taugten. Das erbitterte Manzi so, daß er mit seinem Landsmanne zu raufen begann. Im Verlauf der Rauferei zog er ein Messer und stieß Felice zweimal in den Leib. Als der tödlich Verwundete zu Boden sank, verflog Manzis Wut. Er blieb wie versteinert stehen, bis die Polizei kam und ihn verhaftete. Alle Bemühungen der Aerzte der Unfallstation um Felice waren vergebens, er gab nach wenigen Minuten seinen Geist auf.

Der zweite Mord trug sich nachts zu, an der Ecke der Rua Carmo Netto zu. Er war womöglich noch stupider als der erste. Der Nachtwächter Santiago Bandeira bemerkte einen Menschen, der an der Mauer

Leasa Edison.

S. PAULO

AVIS.

274

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unsern Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allernmodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate
von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

eines Hauses lehnte. Er glaubte, einen Dieb vor sich zu haben, zog den Revolver und rief: „Bleib stehen oder ich schieße.“ Der vermeintliche Dieb — es war der in dem betreffenden Hause beschäftigte Losverkäufer Domingos Caruso — erwiderte: „Ich bin ein friedlicher Mensch, schießen Sie nicht.“ Trotzdem gab der Nachtwächter einen Schuß ab, der den unglücklichen Losverkäufer in die Brust traf und ihn tot zu Boden streckte. Die Polizei verhaftete den eigenartigen Sicherheitswächter, der für seine Tat keine Erklärung geben konnte. Offenbar aus blinder Furcht gehandelt.

Der Dreadnought „Rio de Janeiro“. Wie aus London berichtet wird, hat die englische Admiralität angeregt, die Regierung möge bei Brasilien anfragen, ob es nicht den auf einer englischen Werft im Bau befindlichen Dreadnought „Rio de Janeiro“ an England verkaufen wolle. Brasilien würde an diesem Schiff gewiß nichts verlieren, denn erstens paßt es nicht zu unseren beiden anderen Dreadnoughts, und zweitens sind wir ja nicht einmal diese zu gebrauchen fähig. Trotzdem müssen wir die Hoffnung aussprechen, daß unsere Regierung den Verkauf ablehnt, denn er würde eine unfreundliche Handlung gegen Deutschland bedeuten. Deutschland könnte es nicht gleichgültig hinnehmen, wenn eine ihm befreundete Nation den Engländern eine außerordentliche Vermehrung ihrer gegen Deutschland gerüsteten Flotte erleichterte. Da Brasiliens wirtschaftliche Beziehungen zu Deutschland ebenso umfangreich und wichtig sind, wie die zu England, und da ferner die starke deutsche Einwanderung der erstgenannten Macht nach einer anderen Richtung hin eine besondere Wichtigkeit für uns verleiht, so haben wir nicht das geringste Interesse daran, England auf Kosten Deutschlands zu begünstigen. Wir dürfen annehmen, daß sich auch die Bundesregierung darüber vollkommen klar ist.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Auflösung des Verbindungs-Rätsels:

1. Daniel. 2. Erna. 3. Nansan. 4. Lemberg.
5. Ilse. 6. Engadin. 7. Brabant. 8. Elba. 9. Nanking.
Den lieben langen Tag.

Auflösung des Homonyms:
Arm.

Auflösung des Bilder-Rätsels:
Fallen ist keine Schande, aber liegenbleiben.

Auflösung des Anagramms:

Schema, Oper, Major, Mineral, Epik, Regal, Fort,
Eremit, Rezept, Idol, Emir, Nische. — Sommer-
ferien.

Telegraphen-Rätsel.

- | | |
|------------|-----------------|
| .. — — — — | Tonstück. |
| — — — — — | Insekt. |
| — . — — — | Baumwollgewebe. |
| — — — — — | Gewürz. |
| — . — — — | Sumpfpflanze. |
| .. — — — — | Kleiner Wagen |

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die bezeichneten Worte richtig gefunden, und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben aneinandergerückt, so ergeben diese das Ziel vieler Tausende während der heißen Zeit im Jahre.

Bilder-Rätsel.

Auflösung der Fragment-Aufgabe:
Aga Pud Ute Reh Ger Arm Ohr Lot Ihn Sud Inn Egg.
Gute Erholung.

Auflösung des Scherz-Vexier-Bildes:

Man verbinde 1 mit 2, 3 mit 4, 5 mit 6 und 7 mit 8, worauf die Figur zum Vorschein kommen wird.



Ketten-Rätsel.

An die Stelle der folgenden Zahlen setze man neun Wörter mit den angegebenen Bedeutungen:

- 1—2, Probe einer Fertigkeit. 2—3, Lückenhafte Leistung. 3—4, Arbeitsgerät. 4—5, Rüstkammer. 5—6, Vertreter des Unterrichtsfachs. 6—7, Erholungsstätte für Mitglieder eines Standes. 7—8, Rückreise. 8—9, Refrain. 9—1, beim Versbau gezeigte Fähigkeit.

Die Ferien-Reise.

Riva—Nervi, Nervi—Venedig, Venedig—Interlaken, Interlaken—Kandersteg, Kandersteg—Vitznau, Vitznau—Lugano, Lugano—Montreux, Montreux—Riva.

Aus jedem der vorstehenden Scheine ist entweder ein Anfangsbuchstabe oder Endbuchstabe von einer der darauf vermerkten Stationen zu nehmen. Diese füge man alsdann aneinander, worauf man den Namen eines Schweizer Berges und Kurortes erhält, auf dem längere Zeit Aufenthalt genommen wird.

Vexier-Bild.



Wo ist der Bauer?

Skat-Aufgabe.

A (Vorhand) spielte Null auf folgende Karten: e 9, g W, g 9, g 7, r W, r 9, r 7, s W, s 9, s 7. Er zog e 9 und hatte gewonnen. Bei jedem anderen Ausspiel hätte er verloren. B wollte Grün Solo spielen und hatte in den Karten zwei Augen mehr als C. Wie saßen die Karten?

Logograph.

Mit s ist's eines Baumes schöne Frucht,
Und ohne s wird's sonntags viel besucht.

Die Kalidüngung

nach einem Vortrage von Professor Dr. Lemmermann.

Bei der landwirtschaftlichen Woche in Rostock 1912 hielt Professor Dr. Lemmermann einen Vortrag: „Kalidüngung und Kaligesetz“, in welchem unter anderem auch die Kolidüngungsfrage in einer übersichtlichen Weise unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen kurz erörtert wird. Wir sehen uns darum veranlaßt, diese Ausführung so, wie sie in der Nummer 15 der Landwirtschaftlichen Annalen, Rostock 1912 Seite 116 berichtet werden, hier zu bringen.

„Wir können die Kalisalzlagerrstätten, welche uns unsere Kalidünger liefern, in zwei Gruppen einteilen, nämlich in diejenigen, welche maritimen Ursprungs sind, also dem Meere entstammen, und diejenigen, welche vulkanischen Ursprungs sind.

Von diesen beiden Gruppen ist die erstgenannte die bei weitem wichtigste. Sie liefert uns alle diejenigen Kalisalze, welche wir am meisten zur Düngung verwenden, wie Kainit, Carnallit, Sylvinit, Kieserit, 40 Proz. Salz usw.; also diejenigen Kalisalze, die man auch als Staßfurter Salze zu bezeichnen pflegt, weil sie von Staßfurt aus zuerst in den Handel kamen.

Jetzt gibt es bekanntlich auch noch an vielen anderen Orten Kaliwerke.

Zu den Kalidüngern, welche vulkanischen Ursprungs sind, gehört das Phonolit, das ja in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht hat.

Diese beiden Gruppen der Kalisalze unterscheiden sich sowohl hinsichtlich ihrer Zusammensetzung als auch hinsichtlich ihrer Wirkung.

Wir wollen uns hier nur mit den sogenannten Staßfurter Salzen, wenn wir diesen Namen der Einfachheit halber einmal beibehalten wollen, beschäftigen.

In dem Phonolit ist zwar der Kali keineswegs unwirksam, aber im Verhältnisse zu seiner Wirkung viel zu teuer, namentlich verträgt es nicht auch noch die Frachtkosten und kommt daher für hiesige Gegenden nicht in Frage.

Die Staßfurter Salze können wir wiederum in 2 große Gruppen teilen, nämlich in jene Salze, welche so in den Handel kommen, wie sie bergmännisch gewonnen werden, das sind die sogen. Rohsalze, und in jene, welche aus den Rohsalzen fabrikmäßig gewonnen werden.

Zu den Rohsalzen gehören z. B. Kainit, Carnallit, Sylvinit, Kieserit, Hartsalz. Zu den Fabrikaten: die 20, 30, 40 Proz. Kalisalze, das schwefelsaure Kalium, die schwefelsaure Kalimagnesia.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen ist der, daß die Rohsalze einen geringeren Gehalt an Kali, die Fabrikate einen größeren Gehalt an Kali besitzen, während umgekehrt die Rohsalze einen höheren Gehalt an Nebensalzen, die Fabrikate einen geringeren Gehalt an Nebensalzen enthalten.

Wir werden noch sehen, daß das auch praktisch, das heißt für die Wirkung und Anwendung dieser Dünger, von Bedeutung ist.

Zunächst möchte ich aber noch auf folgendes hinweisen. In der Landwirtschaft und auch im Handel sprechen wir noch immer von dem Kainit.

Aber wirklichen Kainit gibt es nur noch in geringen Mengen und das, was heute unter dem Namen Kainit in den Handel kommt, ist keineswegs Kainit, sondern ein Gemisch des Minerals Kainit mit Kochsalz oder Hartsalz oder Sylvinit, oft mit Zusatz von hochprozentigen Salzen. Dagegen kann der Käufer nichts machen. Wenn er Kainit bestellt, kann

ihm das Werk ebensogut Hartsalz oder Sylvinit liefern. Das ist aber auch weiter nicht schlimm, wenn nur der garantierte Gehalt an Kali vorhanden ist, denn alle diese Salze enthalten das Kalium in ebenso wirksamer Form wie der Kainit, nämlich als Chlorkalium. Sie unterscheiden sich nur durch die Form und Menge der Nebensalze (NaCl , MgCl_2 , MgSO_4). Wenn also die als Kainit bestellte Ware nur den garantierten Gehalt an Kali enthält, muß der Landwirt sich befriedigt erklären, wenn er statt Kainit Hartsalz oder Sylvinit erhält.

Dann möchte ich noch folgendes bemerken: Früher glaubte man ja bekanntlich, daß Kainit und Carnallit sich dadurch unterscheiden, daß das Kalium im Kainit als schwefelsaures Kalium, im Carnallit als Chlorkalium vorhanden wäre. Aber das ist nicht richtig. In beiden Düngemitteln ist das Kalium in Form des Chlorkaliums vorhanden.

Die Carnallitsalze (Carnallit und Bergkiesit) unterscheiden sich von den kainitischen Salzen im wesentlichen nur dadurch, daß sie einen höheren Gehalt an Chlormagnesium besitzen.

Wir können demnach konstatieren, daß in allen Kalidüngern, welche wir anwenden, das Kalium in derselben Bindungsform, nämlich als Chlorkalium, vorhanden ist.

Das schwefelsaure Kalium verwenden wir in Deutschland so gut wie garnicht. Es ist übrigens dem Chlorkalium völlig ebenbürtig.

Durch diesen Umstand unterscheiden sich nun die Kalidünger wesentlich von den Stickstoffdüngern und Phosphorsäuredüngern. Von den N-Düngern und P_2O_5 -Düngern wissen wir, daß sie hinsichtlich ihrer Wirksamkeit große Unterschiede aufweisen, und daß diese verschiedene Rangordnung bedingt wird durch die verschiedene Form, in welcher diese Nährstoffe in den betreffenden Düngemitteln vorhanden sind. Ich erinnere nur an die verschiedene Wirkung von Salpeter einerseits, Lehmehrl andererseits, Superphosphat einerseits, Rohphosphat andererseits.

Das ist nun bei den Kalidüngern anders. In allen den genannten Kalidüngern wirkt das Kalium gleich gut, denn es ist in der gleichen oder gleichwertigen Bindungsform in ihnen enthalten.

Trotzdem können wir aber beobachten, daß die verschiedenen Kalidünger, so z. B. der Kainit einerseits, das 40 prozentige Kalisalz andererseits unter Umständen, je nach der Art des Bodens oder der Pflanze, nicht die gleiche, sondern eine verschiedene Wirkung äußern.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß diese verschiedene Wirkung auf das Konto derjenigen Bestandteile zu setzen ist, welche noch außer dem Kali in den Düngemitteln vorhanden sind, also auf das Konto der Nebensalze. Als solche Nebensalze kommen in allererster Linie die Chloride: das Chlornatrium (also das Kochsalz) und Chlormagnesium, daneben auch das schwefelsaure Magnesium in Betracht. Und in dieser Beziehung besteht, wie wir sahen, ein erheblicher Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Kalisalzen.

Wenn wir einem Acker gleiche Mengen Kali geben wollen, einerseits in Form von Kainit, andererseits in Form von 40 Prozent Salz, so bringen wir durch die Kainitdüngung etwa 6,6 mal soviel chlorhaltige Stoffe aufs Feld, als durch die Düngung mit dem hochprozentigen 40 Prozent Kalisalz.

Wir wollen jetzt einmal kurz untersuchen, von welcher Bedeutung das für den Boden und die Pflanze ist.

Wenn wir einen Boden mit Kalisalzen düngen, so bleiben die Kalisalze nicht einfach so wie sie sind im Boden liegen, bis sie von den Pflanzen aufgenommen werden, oder wieder aus dem Boden aus-

gewaschen werden, sondern sie treten mit den Bodenbestandteilen in mannigfacher Weise in Wechselwirkung. Sie wirken chemisch und auch in physikalischer Weise auf den Boden ein oder der Boden auf sie. Denn der Boden ist keine tote, starre Masse, sondern es sind in ihm immer die verschiedensten Kräfte tätig.

Von den chemischen Umsetzungen ist besonders die durch die sogenannten Zeolithe bewirkte Absorption des Kalis für die Praxis von Wichtigkeit. Zeolithe sind Verbindungen von Kieselsäure mit Tonerde, Kalk und anderen Basen.

Wenn der Kalidünger mit diesen Zeolithen im Boden zusammentrifft, wird er von denselben chemisch gebunden und diese Bindung kann unter Umständen auf kaliarmem Boden so stark sein, daß das Kali oft von den Pflanzen aus den Zeolithen nur sehr schwer aufgenommen werden kann. Aber das sind Ausnahmefälle, die nur unter besonderen Verhältnissen eintreten. Ganz allgemein aber kann man sagen, daß die Leichtlöslichkeit und die Beweglichkeit des Kalis durch diesen Vorgang im Boden herabgesetzt wird.

Und das ist ja im allgemeinen günstig, da dadurch das Kalium vor dem Auswaschen geschützt wird.

Aber indem das Kalium in die Zeolithe eintritt, wird eine andere Base daraus verdrängt und das ist der Kalk.

Der Kalk verbindet sich mit der Säure, an die das Kalium ursprünglich gebunden war, also an Chlor und wird dadurch zu Chlorkalcium.

Das heißt mit anderen Worten, der Kalk ist in eine lösliche Form umgewandelt und ist dadurch dem Auswaschen sehr viel mehr als früher ausgesetzt.

Wir sehen also, daß eine Kalidüngung unter Umständen direkt entkalkend auf den Boden einwirken kann. Das wird vornehmlich für solche Böden von Bedeutung sein, die leicht durchlässig sind.

Überall dort, wo man regelmäßig mit Kali düngt, wird man also auch sein Augenmerk besonders auf den Kalkgehalt des Bodens lenken und Sorge tragen müssen, daß es dem Boden nicht an Kalk fehlt.

Das wird um so eher nötig sein, als manche der Böden, welche in erster Linie einer Kalidüngung bedürfen, wie die Sandböden, und manche Moorböden ja an sich schon meist ziemlich arm an Kalk sind.

Es tritt uns in dieser Beziehung auch schon ein Unterschied zwischen der Wirkung der Rohsalze, Kainit, Carnallit und dem 40prozentigen Salz entgegen, insofern als die Rohsalze infolge ihres höheren Gehaltes an Alkalien stärker entkalkend wirken.

Noch eine andere Umsetzung der Kalisalze im Boden ist praktisch von großer Bedeutung, d. h. die Zersetzung, welche dieselben durch die Humussubstanzen der Moorböden erleiden. Ich will nicht auf die große Streitfrage eingehen, ob es in den Moorböden freie Humussäuren gibt oder ob alle Wirkungen, welche man den Humussäuren zugeschrieben hat, nichts weiter sind als die Kolloidwirkungen der Moorsubstanz. Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß der Moorboden insofern ist, aus den Kalisalzen, die in ihnen enthaltenen Mineralsäuren in Freiheit zu setzen, und zwar nicht nur aus den Kalisalzen, sondern auch aus den Nebensalzen, den Natriumsalzen und Magnesiumsalzen.

Das ist nun wiederum von Wichtigkeit für die Verwendung der verschiedenen Kalidünger, denn es ist klar, daß aus den Rohsalzen — Kainit, Carnallit — größere Mengen von Säuren entstehen müssen, als aus dem 40prozentigen Salz, aus dem Grunde, weil durch die Rohsalze größere Mengen

von Salz aufs Feld gebracht werden. So hat Baumann z. B. berechnet, daß durch eine Düngung mit 200 kg Kali pro ha. folgende Säuremengen (berechnet auf Salzsäure) entstehen:

aus Carnallit	931 kg freie Salzsäure
„ Kainit	789 „ „ „
„ 40prozent. Salz	248 „ „ „

Es ist klar, daß eine solche Steigerung des Säuregehalts für den Fruchtbarkeitszustand von Nachteil ist. Man hat aus diesem Grunde vorgeschlagen, Hochmoorböden nie mit Rohsalzen, sondern nur mit 40prozentigem Salz zu düngen, damit möglichst wenig Säure entsteht. Jedenfalls muß man der Säure durch entsprechende Kalkung entgegenarbeiten.

Aber man muß dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen und bedenken, daß eine zu starke Kalkung großen Schaden anrichten kann.

Baumann fordert, daß man nie mehr als 20—30 dz. Kalk pro ha. geben soll.

Tacke hält eine Gabe von 15—20 dz. CaO pro ha. (für Aecker) resp. 20—30 dz. CaO pro ha. (für Wiesen) für angemessen.

Aber auch die physikalische Beschaffenheit des Bodens kann unter dem Einfluß einer Kalidüngung verändert werden insofern, als die Krümelstruktur des Bodens zerstört werden kann und in die Einzelkornstruktur übergeht. Die Einzelkornstruktur ist aber bekanntlich für die Bearbeitung mancher Böden höchst unerwünscht. Dann ein solcher Boden schlemmt sehr leicht zusammen, bildet leicht Schollen und Krusten, er vermindert die Durchlässigkeit für Wasser und die Durchlüftung. Diese Eigenschaften treten umso stärker in die Erscheinung, je größer die Salzmasse ist, die wir auf den Acker bringen und je reicher der Boden an Tonbestandteilen ist.

Also in erster Linie auf den schweren Böden und hier bedeuten sie zweifellos eine Verschlechterung des Bodens, um wir müssen darum bedacht sein, daß auf solchen Böden die Lockerheit und Durchlässigkeit für Wasser und Luft keinen Schaden leidet.

Auf den leichten Böden ist das anders. Hier treten die erwähnten Erscheinungen weniger stark auf, da der Tongehalt dieser Böden ja viel geringer ist und es können sich diese Wirkungen der Kalisalze auf solchen Böden oft mehr im günstigen wie im ungünstigen Sinne äußern.

Denn die leichten Böden sind Verschwender. Sie lassen das Wasser leicht versickern und infolge ihrer großen Durchlüftung zersetzt sich in ihnen auch die so wertvolle organische Substanz sehr lebhaft. Und wenn diese Eigenschaften eine gewisse Abschwächung erfahren, so kann das oft nur günstig sein. Da nun diese Wirkungen infolge der größeren Salzmassen mehr in die Erscheinung treten bei einer Düngung mit den Rohsalzen, so folgt daraus, daß die Rohsalze in erster Linie sich mehr für die leichteren Böden eignen, während auf den schwereren Böden oft mehr eine Düngung mit den konzentrierten Salzen angezeigt sein kann, trotz ihres höheren Preises.

Auf einige weitere Einwirkungen, welche die Kalisalze auf den Boden in chemischer und physikalischer Beziehung hier ausüben, will ich hier in Anbetracht der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit nicht näher eingehen, zumal dabei die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen der Kalisalze nicht so sehr zu Tage treten.

Ich will nur kurz auf folgendes hinweisen. Man ist in manchen Kreisen der Meinung, daß man durch die Verwendung von Rohsalzen die Wasserverhältnisse der Böden und somit auch für die Pflanzen verbessern könne. Das ist insoweit richtig, als in der Tat infolge der wasseranziehenden Kraft der

Nebensalze der mit den Kalisalzen und speziell mit Rohsalzen gedüngte Boden oft etwas feuchter ist. — Aber falsch ist es, anzunehmen, daß das auch immer von Nutzen für die Wasserversorgung der Pflanzen wäre. Im Gegenteil, es hat sich herausgestellt, daß die Wasserversorgung der Pflanzen durch starke Düngungen mit Kalisalzen herabgedrückt und erschwert wird, und daß in dieser Beziehung die Rohsalze ungünstiger wirken als die hochprozentigen, eben wegen der größeren Salz-mengen, die sie enthalten, auf gleiche Meng. Kali.

Aber auch für die Pflanzen ist es nicht immer einerlei, ob wir sie mit Rohsalzen düngen oder mit den konzentrierten Salzen, denn die verschiedenen Pflanzen verhalten sich gegen die Nebensalze der Kalidünger sehr verschieden. Die einen sind dankbar dafür, die anderen sind empfindlich dagegen.

Die größten Unterschiede zeigen in dieser Beziehung die Wurzelgewächse. Es ist ja bekannt, daß die Kartoffeln sehr empfindlich sind gegen das Chlor und gegen das Natrium verhalten sie sich indifferent. Besonders ist es der Stärkegehalt der Kartoffeln, welcher unter dem Einfluß der Chloride herabgedrückt wird. Als Grund hat man hierfür angeführt, daß der Wassergehalt der Kartoffeln infolge der Düngung mit Chloriden zunimmt.

Aus diesem Grunde erscheint für die Kartoffeln das 40prozentige Salz, das weniger reich an Chloriden ist, dort, wo eine Kalidüngung überhaupt angezeigt ist, das geeignetere Düngemittel zu sein, und das ist auch durch die neueren Versuche der D. L.-G. bestätigt worden. Jedenfalls muß auch aus diesem Grunde die Kalidüngung zu Kartoffeln möglichst früh erfolgen. Nie erst im Frühjahr.

Ganz anders verhalten sich die Rüben, denn diese sind für die Nebensalze, Chlornatrium, sehr dankbar, besonders die Futterrüben.

Es ist ja auch bekannt, daß man in manchen Gegenden Rüben mit Erfolg direkt mit Kochsalz düngt. Aus diesen Gründen sind für die Düngung der Rüben die Rohsalze dem 40prozentigen Salz vorzuziehen, — falls die Bodenverhältnisse nicht dagegen sprechen. Auch für die Möhren wirken die Rohsalze meist besser.

Hinsichtlich der Getreidearten haben die Versuche ergeben, daß in erster Linie die Gerste und in zweiter Linie der Hafer zu denjenigen Pflanzen gehören, auf welche das Chlornatrium einen wachstumsfördernden Einfluß ausübt. Man hat auch vorgeschlagen, für diese Gewächse, welche für die chlorhaltigen Nebensalze dankbar sind, die Kalidüngung erst im Frühjahr zu geben, jedoch keineswegs ganz kurz vor der Saat, damit die Keimung nicht leidet. Es soll dadurch erreicht werden, daß die Chloride im Herbst und Winter nicht ausgewaschen werden, denn sie werden nicht absorbiert.

Auch der Weizen scheint eine Düngung mit den chlornatriumreichen Rohsalzen vorzuziehen. — Für den Roggen hat sich dagegen eine besonders günstiger Einfluß der chlorhaltigen Salze nicht nachweisen lassen.

Im allgemeinen wird man also sagen können, daß für die Düngung der Getreidearten die Rohsalze den Vorzug vor den hochprozentigen Salzen verdienen vorausgesetzt wiederum, daß die Bodenverhältnisse nicht dagegen sprechen.

Auch für die Wiesen ist im allgemeinen eine Düngung mit Rohsalzen mehr angezeigt als mit den hochprozentigen Salzen, denn es hat sich herausgestellt, daß die Wiesengräser ebenfalls für das Chlornatrium der Rohsalze sehr dankbar sind.

Aber es ist dabei folgendes zu berücksichtigen. Wenn man aber sehr ertragreiche Wiesen hat, die z. B. bis 120 dz. Heu pro ha. liefern, so werden dem Boden natürlich auch große Mengen von Kali

alljährlich entzogen, und die Erträge werden herabgehen müssen, wenn man nicht rechtzeitig für Ersatz des entzogenen Kalis sorgt. Dazu sind aber oft sehr starke Kalidüngungen nötig (oft 11—12 Ztr. Kainit pro Morgen). Diese großen Salzmassen können aber die Pflanzen nicht vertragen und man wird daher gut tun, starke Kalidüngungen für Wiesen mehr oder weniger in Form von 40prozentigem Salz zu geben. Am besten wird man in solchen extremen Fällen, wo man mehr als 5 Ztr. Kainit pro Morgen anwenden muß, um das Kalibedürfnis reichtragender Wiesen zu decken, über diese Gabe hinaus möglichst hochprozentige, chlorarme oder chlorfreie Kalidünger anwenden.

Der Tabak ist, wie die Kartoffel, ja in noch höherem Grade sehr empfindlich für die chlorhaltigen Kalisalze und man tut am besten, ihn weder mit Kainit oder Carnallit, noch mit 40prozentigem Salz zu düngen, sondern mit Kalidüngern, die ganz frei von Chlor sind, wie schwefelsaures Kali, kiesel-saures Kali (Martellin, etc.)

Aus aller Welt.

Der Fleischverbrauch in Deutschland. Nach Untersuchungen, die das Kaiserliche Statistische Amt über den Fleischverbrauch angestellt hat, betrug im Jahre 1911 der Gesamtfleischbedarf pro Kopf der Bevölkerung 53,7 Kilogramm gegen 51,5 Kilogramm im Jahre 1910; 53,0 Kilogramm im Jahre 1909; 53,3 im Jahre 1908; 52,9 Kilogramm im Jahre 1907. Die Steigerung des Gesamtfleischverbrauchs pro Kopf der Bevölkerung beträgt also gegen das vorige Jahr 3,2 Kilogramm, während sie gegen den Durchschnitt der letzten fünf Jahre 1,8 Kilogramm beträgt. — Bedenkt man, daß in den letzten Jahren die Fleischpreise im allgemeinen eine steigende Tendenz aufzuweisen hatten, so muß die hoch erfreuliche Steigerung des Fleischverbrauchs doppelt überzeugend wirken in dem Sinne, daß die gegenwärtige deutsche Wirtschaftspolitik eine andauernde Besserung der Lebenshaltung des gesamten deutschen Volkes im Gefolge hat, daß der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands auf Grund geordneter Reichsfinanzen fortzubestehen vermag.

Revolte im Mädchenwaisenhaus. Im Mädchenwaisenhaus zu Messina (Italien) kam es kürzlich zu erregten Szenen. Seit einiger Zeit war eine neue Leiterin angestellt, die die Waisen schlecht behandelte. Die Erwachsenen rotteten sich zusammen, drangen mit Stöcken bewaffnet auf die Vorsteherin und die Wärterinnen ein und verprügelten sie. Schließlich mußten Carabinieri herbeigerufen werden, denen es bald gelang, Ruhe zu stiften.

Elsaß-Lothringer als französische Offiziere. Nach amtlichen französischen Quellen dienen bei der französischen Infanterie 398 Offiziere, die in Elsaß-Lothringen geboren und zum überwiegenden Teil nach dem Kriege in die Armee eingetreten sind. Es sind: 12 Divisions-, 18 Brigadekommandeure, 20 Obersten, 22 Oberstleutnants, 78 Majore, 187 Hauptleute und 3 Unterleutnants. Wenn sich nun auch zweifellos bei den andern Waffen ebenfalls eine Anzahl elsässisch-lothringischer Offiziere befinden wird, so scheint doch immerhin aus den für die Infanterie gegebenen Zahlen hervorzugehen, daß der Zuzug von Reichländern zur französischen Armee in den letzten Jahren erheblich nachgelassen hat, da die Liste keine Leutnants und nur drei Unterleutnants aufführt.

Die deutsche Sozialdemokratie geht augenblicklich sehr rücksichtslos gegen die Mit-

glieder des Allgemeinen deutschen Metallarbeiterverbandes vor, der als „lokalistische“ Gewerkschaft vom Parteitag in Nürnberg geächtet worden war. Das Verbandsorgan, der „Deutsche Metallarbeiter“, spricht direkt von einer Ausschlußepidemie in der Sozialdemokratie und zählt vier Fälle auf, wo man gegen Sozialdemokraten, die bis zu 25 Jahren in der Bewegung stehen, ein Ausschlußverfahren beantragt, nur weil sie Mitglieder des Allgemeinen deutschen Metallarbeiterverbandes sind. Die „Angeklagten“ weisen darauf hin, daß der Beschluß des Nürnberger Parteitages gegen das Parteiprogramm verstoße und darum nicht zu recht bestehe. Noch gravierender ist freilich ihr Einwand, daß die von der Sozialdemokratie allein anerkannte Metallarbeiterorganisation, der Deutsche Metallarbeiterverband, mit seinem absolutistischen Organisationsstatut allen demokratischen Forderungen ins Gesicht schlägt.

Zwei griechische Falschspieler in Genf verhaftet. Seit einigen Monaten traten in zahlreichen französischen Kurorten zwei griechische Falschspieler auf, die in vornehmen Spielklubs weit über 100.000 Francs erbeuteten. Die französischen Behörden erließen einen Steckbrief hinter ihnen. Jetzt ist es gelungen, die Betrüger in Genf, unschädlich zu machen. Sie hatten sich dort in den Spielklub des Lunaparks aufnehmen lassen. Sie wurden jedoch bald beim Falschspiel ertappt und verhaftet.

Eine neue Bergbahn. In Gries-Bozen wurde die von Minatti-Ueberbacher erbaute Guntschnabergbahn dem Betriebe übergeben. Von der Endstation eröffnet sich ein umfassender Ausblick auf die Dolomiten und das Etschtal.

Die Verhandlung gegen 219 meuternde russische Pioniere ist ein Gegenstück zu den jüngsten Verhandlungen gegen aufrührerische Matrosen in Petersburg und Sebastopol. Die Pioniere wollten freilich nicht, wie die Matrosen, den Zaren absetzen, Petersburg bombardieren und dort eine Militärdiktatur einsetzen, sondern sie wollten gewaltsam eine Verbesserung des Essens und eine Verkürzung der Dienstzeit bzw. des Dienstes erzwingen. Daß die Angeklagten nur einen Moment glaubten, dieses durch eine offene Empörung erreichen zu können, zeigt, von welchem Geiste ein Teil des russischen Heeres beseelt ist. Der Aufstand der Pioniere wurde bald durch Kosaken und Schützen niedergeschlagen, wobei es nicht ohne Blutvergießen abging. Allein drei treue Offiziere wurden getötet. Unter den Angeklagten befinden sich sechs Unteroffiziere, drei Gefreite und ein Freiwilliger mit Universitätsbildung.

Die Ernennung des deutschen Kronprinzen zum Obersten wird, wie verlautet, erst im Herbst erfolgen, und zwar bei der Uebernahme des Königsberger Grenadier-Regiments Kronprinz. Der Kronprinz werde die Führung seines Danziger Husarenregiments nach den Herbstmanövern abgeben und bald darauf solle ihm in Königsberg vom Kaiser selbst das neue Regiment übergeben werden. Die Uebersiedlung der kronprinzlichen Familie nach dem Königsberger Schlosse würde im Oktober erfolgen. Der Königsberger Aufenthalt sei vorläufig auf ein Jahr berechnet, wahrscheinlich werde aber der Kronprinz schon früher nach Potsdam zurückkehren und bereits zum Regierungsjubiläum des Kaisers zum General befördert werden, um in Potsdam oder auch in der Provinz eine Brigade zu führen. Bei seiner Versetzung nach Potsdam werde der Kronprinz das Marmorpalais noch so lange bewohnen, bis das für ihn gebaute neue Schloß an der Havel fertiggestellt sein wird. — Bei den Herbstmanövern des 17. Korps wird der Kronprinz sein Husarenregiment führen und in Schlochau Quartier

nehmen. — Gegenwärtig befindet sich der Kronprinz auf dem Truppenübungsplatz Arys. Ein kurzer Besuch bei seiner Familie in Heiligendamm ist für die nächste Zeit in Aussicht genommen. — Ob die Stelle, von der diese Mitteilungen herrühren, genau unterrichtet ist, muß dahingestellt bleiben. Auffallend muß es immerhin erscheinen, daß der Kronprinz, der verhältnismäßig lange auf den Major warten mußte, nun so rasch vom Obersten zum General avancieren solle.

Selbstmordversuch einer russischen Fürstin. In Petersburg wurde die 28 Jahre alte Fürstin Druzki, eine bekannte Schönheit der Petersburger Gesellschaft, am Obwodnykanal vergiftet aufgefunden. Wie verlautet, hat ein romantisches Abenteuer die Fürstin, die mit ihrem Manne in Sergijewo bei Petersburg lebt, zum Selbstmordversuch getrieben.

Schwerer Unfall auf der Sântisbahn. Auf der Station Wasserauen der Sântisbahn kam ein Wagen ins Rollen, der schließlich auf der Station Gringel in Appenzell auf zwei mit Schulkindern besetzte Wagen aufrannte. Bei dem Anprall wurden zwölf Personen zum Teil erheblich verletzt.

Kampf zwischen Verbrechern und Polizei in Czenstochan. Der durch den Klosterkandal des Mönches Macoch und seiner Komplizen bekannt gewordene polnische Wallfahrtsort Czenstochau macht seit einiger Zeit wieder durch das Treiben organisierter Verbrecherbanden, die dort ihren Schlupfwinkel hatten, von sich reden. Wie berichtet wird, hatte der neue Polizeichef von Czenstochau gegen die Verbrecher energische Maßnahmen ergriffen und war deshalb von diesen auf der Straße niedergeschossen und schwer verletzt worden. Im Anschluß hieran fanden in Czenstochau Massenhaussuchungen statt. Die Verbrecher verschanzten sich in einem Haus und verteidigten sich gegen die Polizisten. Es wurde schließlich Militär requiriert. Dieses umzingelte das ganze Stadtviertel, in dem das Haus der Banditen lag. Während des Feuergefechts zwischen den Soldaten und den Verbrechern, die aus den Fenstern schossen, wurden drei Banditen getötet und zwei verwundet. Drei Verbrechern gelang es, zu entfliehen. In dem beschossenen Haus wurden nach dem Kampf bedeutende Dynamitvorräte, Bomben, Mausergewehre und Browningpistolen gefunden. Es geht das Gerücht, daß über den Kreis Czenstochau der Kriegszustand verhängt werden soll.

El Hiba der Zaubere r. Während in Fez der neue Sultan proklamiert worden ist, hat der Gegensultan El Hiba mit der Entsendung und Aufnahme seines Chalifa in Marrakesch die Gewinnung Süd-Marokkos so ziemlich vollendet. Daß sich an seine Anerkennung in den südlichen Hafenstädten größere Unruhen anschließen werden, ist nicht ausgeschlossen. Mazagan, wo der Kaid der Ulad Fredj Unruhen hervorgerufen, hat bereits den Anfang gemacht. Den Prätendenten El Hiba soll ein Zauber umgeben, der jeden, der ihm näher tritt, für ihn gewinnt. Jeden Tag werden neue Wunder von ihm berichtet. Das geringste ist, daß er Silber in Gold verwandelt. Besonderen Eindruck ruft unter der eingeborenen Bevölkerung die Erzählung hervor, daß der Zauberer den Arm eines Diebes in dem Augenblick, in dem dieser ein gestohlenen Brot unter seinem Arm verstecken wollte, steif machte, so daß der Dieb immer mit gebogenem Arm herumlaufen muß.

Offizierstragödie in einem englischen Seebad. Eine in ihren Motiven bisher noch unaufgeklärte Schreckenstat wird aus Eastbourne, dem fashionabelsten Ausflugs- und Seebadeort der eng-

lischen Küste gemeldet. Ein früherer englischer Infanterieoffizier, Hauptmann Murray, der dort mit seinen beiden Kindern und zwei Dienstboten in einem kleinen Haus am Strand wohnte, erschoss seine noch schlafenden Kinder; dann setzte er das Haus in Brand und jagte sich selber eine Kugel aus einem Winchesterkarabiner durch den Kopf. Die Flammen schlugen bereits aus dem Hause, als die Nachbarn die Feuersbrunst bemerkten. Jede Hilfe war zu spät, das Haus brannte bis auf die Grundmauern nieder. In den Trümmern wurden fünf Leichen gefunden, die Hauptmann Murrays, seiner beiden Kinder und zweier anderer Personen, die noch nicht identifiziert werden konnten. Man glaubt, daß es sich um die Leichen der Dienstboten handelt.

40 000-Mark-Spende des Papstes. Der päpstliche Nunzium in Madrid hat der spanischen Regierung im Namen des Papstes eine Spende von 40 000 Mark für die Hinterbliebenen der bei dem letzten Sturm im Golf von Biscaya verunglückten spanischen Fischer übergeben. Die Sammlung hat jetzt bereits die Höhe von einer halben Million Mark erreicht. Aus Südamerika laufen zahlreiche Telegramme ein, in denen die dortigen Spanier große Spenden zur Verfügung stellen.

Ein deutscher Reserveoffizier Hugo v. Grundherr, ein früherer Hauptmann in der bayerischen Armee, ist in London verhaftet worden und wird den französischen Behörden ausgeliefert werden. Dem Vorgang liegt ein kompliziertes Schwindelmannöver zugrunde. Gegen Hugo v. Grundherr wird von einem Ehepaar Marzy, das ein Antiquitätengeschäft in Paris unterhält, Klage erhoben. Herr v. Grundherr hatte diesem Ehepaar vor einigen Tagen Herrn Derrick Wernher, den Sohn des verstorbenen englischen Diamantenkönigs, als Käufer vorgestellt. Wernher kaufte von Marzys für eine Million Kunstwerke, Möbel und Bilder, mit denen er angeblich sein Schloß ausstatten wollte. Er bezahlte mit zwei Wechslern von je 500 000 Frances. Herr v. Grundherr nahm nun die Möbel und Kunstsachen und verkaufte sie in Berlin und München. Als die ersten Wechsel fällig wurden, stellte sich heraus, daß Wernher das Opfer eines Schwindlers geworden war. Grundherr hatte ihm erzählt, daß er bei den Möbeln und Kunstsachen in Berlin und in München einen großen Gewinn erzielen konnte, in den die beiden sich dann teilen wollten. Ein Teil der Kunstsachen konnte in Berlin und in München wieder aufgefunden werden und wird nach Frankreich zurückgebracht werden. Die Familie Wernher wird den Antiquaren den verbleibenden Rest ersetzen.

Der Wortschatz der Völker. Die englische Sprache ist unter den europäischen Sprachen die wortreichste. Die neuen Wörterbücher enthalten insgesamt nicht weniger als 260,000 verschiedene Worte. An zweiter Stelle steht die deutsche Sprache mit 80,000 Worten; dann folgen die italienische mit 45,000, die französische mit 30,000 und die spanische mit 20,000 Worten. Unter den orientalischen Sprachen ist das Arabische das umfangreichste und übertrifft an Wortzahl auch das Englische noch ganz bedeutend. Die Chinesen besitzen etwa 10,000 Silbenzeichen, die zu 49,000 Worten zusammengesetzt werden. Eine außerordentlich wortreiche Sprache ist auch das Tamil, die Sprache der altindischen Bevölkerung der Dravidas, die jetzt nur noch in Südindien gesprochen wird und nach den letzten Zählungen über 67,642 Worten verfügt. Das Türkische mit 22,530 Worten ist immerhin noch reicher als manche europäische Sprache, z. B. als das Spanische. Auf den Hawai-Inseln gebietet der Dialekt der Eingeborenen immerhin noch über 15,500 Worte. Sehr arm dagegen sind die Sprachen der meis-

ten Naturvölker. Die Kaffernstämme Süd-Afrikas haben nur etwa 8000 Worte zur Verfügung, die Eingeborenen von Australien gar nur 2000 Worte.

Eine Empfangsuhr für drahtlose Zeitregulierung. In der Nähe von Fulda wird eine Zentrale für drahtlose Zeitregulierung erbaut. Zu diesem Zwecke wird ein Turm aus Eisenkonstruktionen in der Höhe von 100 Metern errichtet. Der ganze Turm wird durch 360 Bronzeteile gehalten, die gleichzeitig zur Ausstrahlung elektrischer Wellen benutzt werden können. Das gesamte Turmsystem wiegt 100 Tonnen und ruht auf einem einzigen Kugellager.

Unglücksfall auf einer Drahtseilbahn. Aus Trient wird berichtet: Bei der Drahtseilbahn, die zum Fort auf den Monte Bandone führt, riß das Seil. Zwei Wagen sind gestürzt, drei Soldaten wurden schwer verletzt. Die Endstation der Bahn ist niedergebrannt. Die Ursache liegt in Heißlaufen des Motors.

Italienische Fakultät in der Schweiz. Wie man aus Bern schreibt, tritt die Presse des Kantons Tessin in sehr lebhafter Weise für die Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät ein. Der Sitz des Instituts soll in Lugano sein. Es ist gleichzeitig auch die Rede von der Schaffung einer philosophischen Fakultät, die zusammen mit der Rechtsfakultät eine Akademie bilden würde. Im Oktober soll in Lugano oder Bellinzona eine Versammlung von Anhängern dieses Planes stattfinden, für dessen Verwirklichung, wie es scheint, in nicht ferner Zeit günstige Aussichten bestehen.

Botha — englischer Ehrengeneral. Der Premierminister der Südafrikanischen Union Louis Botha ist zum Ehrengeneral der britischen Armee ernannt worden.

Kassenraub in einem Kurtheater. Ein verwegener Raub wurde in dem kleinen Kurort Enghien bei Paris versucht. Man meldet hierüber: Ein junger Mann trat an die Kasse des Kurtheaters in Enghien, um sich ein Billet zu lösen. Plötzlich packte er die Kassiererin am Arm und ergriff eine Handvoll Goldstücke und Banknoten, die in der offenen Kasse lagen. Dann floh er, und es begann eine wilde Jagd hinter ihm. Es wurde mehrmals auf ihn geschossen. Schließlich brach der Flichende, in den Rücken getroffen, zusammen. Er wurde von der Menge fast gelyncht. Der Räuber ist der Eisenbahnbeamte Husson. Er ist schwer verwundet. Einen großen Teil des geraubten Geldes hatte er auf der Flucht weggeworfen.

4000 Häuser eingäschert. Aus Kaschgar wird berichtet: Eine Feuersbrunst hat in Chotan über 4000 Häuser, darunter fast sämtliche Warenhallen, zerstört. Das Feuer ist durch Brandstiftung einzelner Mitglieder der Volksmiliz entstanden, welche sämtliche aus den Flammen geretteten Waren raubten.

Gewaltsame Entführung eines jungen Mädchens. Am Toblacher See hat ein Kaufmann aus Charlottenburg ein junges Mädchen gewaltsam entführt. Die deutsche Familie Philipp wurde bei einer Wagenfahrt in der Nähe des Toblacher Sees von einem Kaufmann aus Charlottenburg mit vorgeladenem Revolver gezwungen, ihm ihre Tochter herauszugeben. Das Paar flüchtete sodann im Auto. Der Vater erstattete der Behörde Anzeige von dem Vorfall, bei dem es sich anscheinend um eine mit gegenseitigem Einverständnis der beiden jungen Leute ausgeführte Entführung handelt.

Die Lebenshaltung der deutschen Arbeiter unterzieht die „Köln. Ztg.“ einer längeren Betrachtung und wirft dabei die Frage auf, ob in den letzten Jahren die Entwicklung der Lohnverhältnisse in Deutschland mit der Entwicklung der

Lebensmittelpreise gleichen Schritt gehalten hat. Nach einer kürzlich herausgegebenen Statistik ist in Großberlin der Wochenverdienst der ungelernten Arbeiter im Durchschnitt von 15 bis 17 Mk. im Anfang der 80er Jahre, auf 18 bis 20 Mk. im Jahre 1897 und auf 22 bis 27 Mk. im Jahre 1910 gestiegen. Mindestens in demselben Verhältnis sind die Löhne der gelernten Arbeiter gewachsen. Die Verteuerung des Lebens durch die Nahrungsmittel beträgt 90 bis 100 Mk., sie ist also durch eine Erhöhung des Wochenlohnes um 2 Mk., des Stundenlohnes um 4 bis 5 Pfg. ausgeglichen. Diese Steigerung des Lohnes ist überall eingetreten, oft, um nicht zu sagen meistens, weit überschritten worden. Zieht man allerdings in Betracht, daß auch die Mieten gestiegen sind, teilweise ganz erheblich, daß der Staat, die Partei usw. größere Geldanforderungen an den Arbeiter stellen als früher, so zeigt sich, daß das für ein mäßiges Auskommen einer vierköpfigen Familie erforderliche Einkommen von 1500 Mk. von dem größten Teil der ungelernten Arbeiter heute durch den Lohn allein noch nicht gedeckt wird, da müssen Kinder und Ehefrauen mitarbeiten. Immerhin wird jene Summe heute von einer größeren Zahl von Arbeiterlohneinkommen erreicht und überschritten als früher die notwendigen Summen von 1200 und 1300 Mk. Diese Feststellungen geben die erfreuliche Gewißheit, daß der Arbeiterstand in der Entwicklung der Zeit nicht verelendet, sondern daß er, wenn auch langsam und unter schwierigen Verhältnissen, seinen Lebensstand aufbessert. Andererseits richtet die „Köln. Ztg.“ auf diese Feststellung das Augenmerk der Gesetzgeber bei der im Herbst bevorstehenden Neuordnung des preußischen Einkommensteuerverwesens. Das sogenannte Existenzminimum von 900 Mark möge früheren Zeiten gerecht geworden sein; heute liegt dieses Minimum für eine Familie ganz bedeutend höher. Im Vergleich mit anderen Staaten hält der deutsche Arbeiter die gute Mitte und steht bedeutend günstiger als die Arbeiterschaft in Belgien und Frankreich. Nur im Arbeiterwohnungswesen mangelt es in Deutschland noch erheblich. Bemerkenswert ist, daß trotz der Schutzzölle der deutsche Arbeiter für seine Lebensmittel mehr ausgibt, als der Kollege in freihändlerischen Ländern.

Höchster Fleischpreis in Berlin. Am 3. August wurde der höchste Preis für Schweine seit Bestehen des Berliner Viehhofes notiert. Er betrug, wie die „Allgemeine Fleischer-Zeitung“ mitteilt, 82 Mark für 100 Pfund Schlachtgewicht, in Einzelfällen sind sogar 83 und 84 Mark gezahlt worden. Die genannte Zeitung hat festgestellt, daß überall auf dem Lande ein großer Mangel an Schweinen herrscht.

Große Erzlager in den Tiroler Alpen. Aus Innsbruck wird gemeldet: In den Tiroler Alpen in der Nähe von Jenbach wurden ausgedehnte Eisenerzlager, das sogenannte „Sidenit“, entdeckt, welches sich am besten zur Stahlerzeugung eignet. Nach den bisherigen fachmännischen Gutachten ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich um ähnliche Erzlager wie die bei Erzberg in Steiermark gelegenen handelt. Um den Besitz dieser neuen Erzlager bemühen sich einige größere Gesellschaften Oesterreichs und Deutschlands.

Katastrophale Regengüsse in Schweden. Der in den letzten Wochen unaufhörlich niedergegangene Regen hat der Ernte großen Schaden zugefügt. In manchen Territorien ist die ganze Ernte vernichtet. Viele Landstraßen sind unpassierbar geworden. Eine Anzahl Brücken wurde vom Hochwasser weggeschwemmt.

Schwerer Autounfall des Präsidenten von Kolumbien. Der frühere Präsident der Republik Kolumbien General Reyes erlitt bei einer Autofahrt in der Nähe von Lourdes, Frankreich,

durch einen Zusammenstoß mit einem anderen Automobil lebensgefährliche Verletzungen. Seine Tochter trug einen Armbruch davon.

Die diesjährigen österreichischen Kaisermanöver, die in Ungarn zwischen Szegedin und Arad stattfinden sollen, werden vielleicht eine Verschiebung erfahren. Das Hauptquartier des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand, der die Manöver leitet, befindet sich in Mako. Da vor einigen Tagen in dem nur 40 Kilometer von Mako entfernten Ort Mindszent mehrere Cholerafälle vorkamen, hat sich eine militärische Sanitätskommission dorthin begeben, um die Situation in Augenschein zu nehmen. Wenn ein neuer Fall von Cholera in dieser Gegend auftreten sollte, würde sich die Notwendigkeit einer Absage oder Verschiebung der Manöver ergeben. Im Augenblick liegt keine Meldung über einen neuen Erkrankungsfall vor.

Fund römischer Goldmünzen. Beim Bau einer Villa, die Graf Georg Orssich in Novi, dem lieblichen Adriabade an der „kroatischen Riviera“, aufführen läßt, wurde ein interessanter Münzenfund gemacht. Es wurde eine große Zahl römischer Goldmünzen gefunden, die aus dem fünften Jahrhundert stammen. Die Münzen wurden dem Landesmuseum in Agram übermittelt.

Ein Marathonlauf in den Alpen. Die Besteigung des im Kanton Unterwalden (Schweiz) gelegenen 1900 Meter hohen Stanser Horns war das Ziel des ersten alpinistischen Wettlaufs, der unter Beteiligung von 52 konkurrierenden Hochtouristen kürzlich von Stans, Obwalden, aus stattfand. Etwa 1500 Besucher und Schweizer waren mit der Drahtseilbahn zum Gipfel des Berges heraufgefahren, um dort den Sieger des Wettsteigens zu begrüßen. Es war der junge Bergsteiger Karl Hug aus Alpnach, der als Erster am Ziel eintraf. Er hatte für den Aufstieg 1 Stunde 4 Minuten gebraucht. Acht Minuten später passierte der zweite das Ziel, und volle 45 Minuten darauf traf der letzte der Konkurrenten auf dem Gipfel ein.

Die Brillantender Königin Draga. Einem Telegramm zufolge wurde in Belgrad, wie dortige Blätter melden, ein Brillantohrgehänge der ermordeten Königin Draga, das einen Wert von etwa 12.000 Francs hat, von einem an der damaligen Verschwörung beteiligten Offizier für 5000 Dinars (4000 Mark) zum Kauf angeboten. Als es dem Offizier nicht gelang, das Schmuckstück zu veräußern, versetzte er es im Belgrader Pfandhaus.

Die Witwe Zolas bestohlen. Von einem Einbruchsdiebstahl wurde die Witwe Emile Zolas, die sich gegenwärtig in Royat les Bains aufhält, betroffen. Den Dieben gelang es, sich Eintritt in das Hotel, in dem Mme. Zola wohnt, zu verschaffen. Dann drangen sie in deren Zimmer ein, erbrachen einen Schrank und öffneten verschiedene Behälter, worauf sie mit einer Beute von 3500 Francs in barem Gelde und verschiedenen Schmucksachen das Weite suchten. Es soll sich um frühere Angestellte des Hotels handeln. Der Hauptführer ist angeblich in einem Automobil nach Paris geflüchtet.

Vom deutschen Heer. Mit der am 1. Oktober laufenden Jahres stattfindenden Verstärkung des Heeres werden für 17 Generale, 12 Regimentskommandeure, 206 Stabsoffiziere, 307 Hauptleute und 413 Oberleutnants und Leutnants neue Stellen geschaffen. Bei der Hauptwaffe, der Infanterie, wird hierdurch pro Regiment etwa ein Hauptmann zum Stabs-offizier, nicht ganz zwei Oberleutnants werden zu Hauptleuten befördert. Einen etwas größeren Vorteil als die Infanteriehauptleute werden die der Feldartillerie haben, indem pro Regiment 1,5 Hauptleute zu Stabsoffizieren befördert werden.

Der Nachfolger Kardinal Fischers. Als Nachfolger für die durch den Tod des Kardinals Fischer erledigte Würde des Erzbischofs von Köln wird von informierter Seite der Landesbischof Kepler in Rothenburg genannt, der in politischer Beziehung gemäßigten Anschauungen huldigt.

Der Humor im Polizeibericht. Böse Menschen pflegen stets zu behaupten, daß die Polizei keinen Spaß verstehe. Daß das nicht immer zutrifft, beweist ein Polizeibericht der Stadt Mülhausen vom 29. Juli 1912, in dem also zu lesen ist: „Gestern nachmittag gegen 3 Uhr wurde einem Hunde am Jungentor von einem elektrischen Straßenbahnwagen das linke Vorder- und das rechte Hinterbein abgefahren und blieb der Hund wie leblos liegen. Ein Radfahrer brachte ihn nach der Dentschewiese, wo er sich bald erholte und so schnell davonlief, daß er nicht mehr eingefangen werden konnte. — Offenbar handelte es sich um einen fliegenden Hund.“

Neuestes aus der Schweiz. Vom 3. bis 5. August wurde in Vivis das eidgenössische Musikfest abgehalten. Die Festlütte mit zwei Bühnen hatte 3000 Sitzplätze und diente für die Wettspiele und die Unterhaltungsabende. Aus Basel, wo 1909 das letzte Musikfest gefeiert worden ist, traf die Zentralfraße in Begleitung der Basler Jägermusik und des Musikvereins ein.

Dr. Fritz Sarasin ist von seiner Expedition in die Südsee wieder nach Basel zurückgekehrt. Er war begleitet von Dr. Roux, wissenschaftlichem Assistenten am Basler Museum. Die beiden Gelehrten haben hauptsächlich die im Verschwinden begriffenen Naturvölker Neukaledoniens studiert; daneben haben sie sich mit der Erforschung der Tierwelt und Geologie dieser Insel beschäftigt. Die Expedition nahm eineinhalb Jahre in Anspruch. 60 Kisten reichen Inhalts brachte sie mit.

Eine neue große Brücke bei Bern, die Halenbrücke, befindet sich gegenwärtig im Bau. Ihre Länge beträgt 232, ihre Spannweite 87, die Höhe 40 Meter. Man rechnet mit 800.000 Franken Kosten, wovon der Staat 70 Prozent trägt.

In Romont (Kanton Freiburg) starb im Alter von 80 Jahren Großrat Raboud, Vizepräsident des Amtsgerichts. Er hat 50.000 Franken zu gemeinnützigen Zwecken vermacht, so je 20.000 Franken dem Bezirkspital in Billens und dem Waisenhaus von Romont.

Der frühere Gemeindekassier von Courtemaiche, Emil Etienne, geb. 1850, angeklagt der Unterschlagung in bedeutendem Betrag zum Nachteil der Einwohner- und Kirchgemeinde Courtemaiche, begangen seit 20 Jahren, wurde zu 20 Monaten Zuchthaus verurteilt.

Auf der Station Wasserauen der Sântisbahn geriet ein Wagen ins Rollen und raste bis nach Appenzell, wo er in zwei Wagen hineinfuhr, die eben von einer Schüle besetzt worden waren. 12 Personen wurden verletzt, wovon einige schwer. Auch wurde beträchtlicher Materialschaden verursacht.

Nach einer 2½-jährigen Forschungsreise auf den Neuen Hebriden ist der Basler Dr. Felix Speiser wohlbehalten in seine Heimat Baselstadt zurückgekehrt mit vielen Kisten wertvoller ethnographischer Gegenstände von bisher sozusagen unbekannten Menschenstämmen.

An der Universität Bern studieren 93 Ausländerinnen Medizin, neben nur 13 Schweizerinnen.

Der Kanton St. Gallen bringt eine 4½-prozent. Anleihe im Betrage von 10 Millionen Franken, rückzahlbar im Jahre 1922, jedoch kündbar von seiten der Schuldnerin schon von 1917 ab, zur Emission. Die Anleihe soll freihändig zu 99¾ Proz. plziert werden.

Wegen skandalöser Zwischenfälle wurde der Spielklub des Genfer Lunaparks geschlossen. Nun fahren die Spieler im Auto und Dampfschiff zum Spiel nach dem französischen Bad Evian.

Auf der Bahnstrecke Genf-Lausanne ist Miß Mitchell das Opfer eines dreisten Diebstahls geworden. Die Dame befand sich allein in einem Abteil erster Klasse und hatte neben sich eine Tasche gelegt, die Juwelen im Werte von 20.000 Mark enthielt. Als sie für einen Augenblick das Abteil verließ und wieder zurückkehrte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß die Tasche mit dem wertvollen Inhalt verschwunden war. Von dem Diebe fehlt jede Spur.

Graf Berchtolds Absicht. Ueber die Beweggründe, die dem Vorschlag des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußen an die Mächte zugrunde liegen, wird von offiziöser Seite das folgende erklärt: Die Aktion des Grafen Berchtold setzte in dem Augenblick ein, als in der Türkei ein Kabinett ans Ruder kam, das gegenüber den Nationalitäten vernünftig vorgehen will und dies bereits im Verhalten gegenüber den Albanern zum Ausdruck brachte. Nun haben aber die Konzessionen an die Albaner bei den anderen Nationalitäten, die Ansprüche auf albanisches Gebiet erheben, Mißtrauen erregt, und ganz besonders scharf kommt dieses Mißbehagen bei den mazedonischen Bulgaren zum Ausdruck. Diese befruchten nämlich, daß eine Stärkung der Albaner, die vielleicht mit der Zeit Autonomie erlangen könnten, eine Vernichtung ihrer Aspirationen bedeuten könnte. Diese Stimmung bringt die Gefahr nahe, daß dem gegenwärtigen türkischen Kabinett die Möglichkeit genommen werden könnte, sein Reformprogramm durchzuführen. Um der türkischen Regierung diese Möglichkeit zu geben, hat Berchtold den Mächten seinen Vorschlag unterbreitet. Er hat ihnen kein Programm vorgelegt, sondern in seiner Einladung nur erklärt, er halte die dezentralisierende Politik, die die jetzige türkische Regierung befolgen will, für wünschenswert. Er wartet nun ab, daß die einzelnen Mächte ihre Ansichten kundgeben werden. Ob sein Schritt die von ihm gewünschte Wirkung auf dem Balkan haben wird, ist eine andere Frage.

Fünf Personen ertrunken. Aus Zürich wird berichtet: Im Kanton Waadt sind fünf Personen einem Unglück zum Opfer gefallen. Als der Wirt Detrey mit seinem Wagen, in dem sich auch sein elfjähriger Sohn sowie ein Fischer mit seinem Sohn befanden, heimfuhr, scheute das Pferd und rannte mit dem Wagen in die hochgehende Broye. Die vier Insassen ertranken. Ein Passant wollte die beiden Kinder retten und ertrank ebenfalls.

Ein russischer Reichsrat von Räubern ausgeplündert. In der Nähe von Moskau hatte ein russischer Reichsrat ein Abenteuer mit Räubern zu bestehen. Man meldet hierüber: Der Reichsrat Krestownikow wurde auf der Fahrt von Moskau nach seinem Gute in der Nähe der Stadt von Räubern überfallen. Die Banditen hielten seinen Wagen an, richteten ihre Revolver auf Reichsrat und Kutscher und kommandierten: Hände hoch! Die beiden Ueberfallenen gehorchten dem Befehl. Die Räuber nahmen dem Reichsrat die Uhr und das Portemonnaie, in dem sich eine große Geldsumme befand, auch der Kutscher wurde ausgeraubt. Dann verschwanden die Räuber im Walde.

65 Häuser eingäschert. Aus Warschau meldet man: In der russischen Stadt Sereje sind 65 Häuser, darunter die Synagoge, und viele Stallungen und Wirtschaftsgebäude durch eine verheerende Feuersbrunst vernichtet worden. Die Not unter der meist jüdischen Bevölkerung ist äußerst groß.

Die größte Talsperre in Deutschland, die Bobertalsperre bei Mauer ist jetzt fertiggestellt. Die Baukosten betragen zirka 6 Millionen Mark. Die größte Mauerhöhe beträgt 60 Meter bei einer Länge von 280 Metern. Die Breite der Mauer beträgt unten 50 Meter, oben 7,2 Meter. Mit dem Bau der Talsperre wurde im Jahre 1906 begonnen.

An ein trauriges und unaufgeklärtes Vorkommnis erinnert das 200jährige Bestehen des Schicklerschen Bankhauses in Berlin. Vor mehr als hundert Jahren, im November des Jahres 1809, verschwand der englische Gesandte am Wiener Hof, der auf der Rückreise von Wien nach London begriffen war, in Perleberg in geheimnisvoller Weise. Jahrzehnte hindurch war man der Annahme, daß der Verschollene einem politischen Verbrechen zum Opfer gefallen sei, bis man später mehr einem Raubmorde zuneigte. Aufgeklärt ist dieser dunkle Fall bisher nicht, obwohl man sich mit ihm bis in die jüngste Zeit hinein beschäftigte, insbesondere wenn in Perleberg selbst oder in der Umgegend irgendwo ein menschliches Skelett gefunden wurde. Bei dem Schicklerschen Bankhaus in Berlin deponierte damals die Familie des Verschollenen, nachdem alle behördlichen Recherchen vergeblich gewesen waren, 500 Taler, die dem Ueberbringer irgendwelcher Nachrichten über den Verbleib des Gesandten zugesichert waren. Zur Auszahlung konnte der Betrag leider nicht kommen.

Großer Theaterbrand in Berlin. Das größte Theater Berlins ist am 25. August einem großen Feuer zum Opfer gefallen. Das Theater des Westens in Charlottenburg, das von Direktor Monti geleitet wird, ist innen vollständig zerstört worden. Das Feuer kam um die Mittagsstunde zum Ausbruch und breitete sich so rasch aus, daß der indessen eingetroffenen Charlottenburger Feuerwehr nur wenig zu retten blieb. Passanten sahen gegen Mittag aus mehreren Türen des Theaters Rauch hervordringen. Als die Feuerwehr eintraf, drangen die Flammen bereits von allen Seiten aus dem Hause. Die Türen mußten erbrochen werden; doch hatte das Feuer im Innern bereits eine derartige Hitze verbreitet, daß ein Vordringen unmöglich war. Aus allen Schläuchen wurde Wasser ins Theater geworfen, auf der Bühne der Regenapparat in Funktion gesetzt, der einige Zeit hindurch gut arbeitete. Nach etwa einer Stunde waren die Flammen erstickt. Es bestand aber die große Gefahr, daß das Feuer auf den Zuschauer-raum übergreifen könnte, da er nur durch einen einfachen Vorhang von der Bühne getrennt war. Die Feuerwehr ließ den eisernen Vorhang herab. Die vom Feuer angerichteten Verheerungen sind furchtbar. Kein Einrichtungsstück ist im Theater benutzbar geblieben. Die Dekorationen sind vollständig vernichtet, die Decke im Zuschauerraum hat sich abgelöst und ist herabgestürzt, die Logen sind verbrannt und auch die ersten vier Sitzreihen sind vom Feuer mitgenommen worden. Was nicht durch den Brand selbst zerstört wurde, wurde durch den Rauch und das Wasser unbrauchbar gemacht. Vom Bühnenhaus stehen nur die Mauern. Wie verlautet, soll der Brand von Erpressern gelegt worden sein. Direktor Monti und auch der Erbauer und Besitzer des Theaters, Baumeister Schring, erhielten in der letzten Zeit wiederholt anonyme Briefe, in denen sie aufgefordert werden, an einem bestimmten Orte einen höheren Betrag zu hinterlegen, da das Theater sonst angezündet würde. Wer den Brand gelegt hat, konnte bisher nicht eruiert werden. Der angerichtete Schaden ist ein enormer. Das Theater wird bis zu seiner Wiederherstellung mindestens durch drei Monate geschlossen bleiben müssen. Direktor Monti beabsichtigt mit seinem Ensemble während dieser Zeit im Neuen Schauspielhaus zu spielen, das durch

die dem Direktor Hahn gemachten Konzessions-schwierigkeiten vorläufig verwaist ist. Das Theater des Westens wurde im Jahre 1896 errichtet. Es umfaßt 1700 Sitzplätze und ist das größte Theater Berlins.

Internationale Gauner in Zürich. Die internationalen Gauner, die immer in der nämlichen Art in Deutschland, Italien und in der Schweiz in Städten mit regem Fremdenverkehr seit Jahren naive Gemüter betrogen, haben ganz in der nämlichen Weise in Zürich einen Indier hineingelegt. Am 16. v. M. nämlich kam der Indier Kumar Narsinhsinhji von Rajpepla, Nandod, in Zürich an. Er hatte schon auf der Reise die Bekanntschaft eines ungefähr 50jährigen Mannes gemacht, der sich für einen Australier ausgab. Seine Bekanntschaft datierte vom Hotel du Lac in Luzern. Als nun der Indier mit dem Australier vom Bahnhof zum See ging, sahen sie einen Passanten einige Schritte vor ihnen gehen.

Neue Bahnhöfe in Budapest. Aus Budapest wird gemeldet: Die Hauptstadt wird drei neue Bahnhöfe erhalten. Zwei von denselben werden hinter dem Ost-, beziehungsweise Westbahnhofe stehen, der dritte soll sich im 8. Bezirk befinden. Die Bauzeit wird zehn Jahre betragen und die drei Bahnhöfe 120 Millionen kosten.

Die Versetzung des deutschen Kronprinzen nach Königsberg und seine Ernennung zum Kommandeur des Grenadier-Regiments „Kronprinz I“, die für den 1. Oktober angekündigt war, wird dem Vernehmen nach nicht erfolgen. Vielmehr wird der deutsche Thronfolger wieder in das Gardekorps zurückkehren. Mitbestimmend für diese Aenderung in dem zukünftigen Aufenthaltsorte des deutschen Kronprinzen ist hier wohl der nicht ganz befriedigende Gesundheitszustand der Kaiserin und ihre häufige Vertretung gewesen, die von der Kronprinzessin Cecilie übernommen werden muß.

Japan will mit einem Kostenaufwand von 26 Millionen Yen gleich 78 Millionen Mark, seine Besatzungstruppen in Korea bis zum Jahre 1918 um zwei Divisionen vermehren.

Die Blättchen des Irrsinnigen Infanteristen Schwarzer. Aus Zürich wird gemeldet: Die Jagd nach dem Irrsinnigen Mörder Schwarzer dauerte zwei Tage und gestaltete sich zeitweise hochdramatisch. Der Flüchtende, der zuerst die Richtung nach Konstanz eingeschlagen hatte, faßte unterwegs einen andern Plan und kehrte wieder nach Romanshorn um, wo er sich in einem Wäldchen beim Schießstand verbarg. Um 2 Uhr früh zeigte er sich an der Waldisiere. Ein Feuerwehrmann, der sich aus einer Deckung hervorwagte, wurde von dem Verrückten sofort angeschossen. Nun setzte eine regelrechte Belagerung ein. Um 7 Uhr morgens kam Schwarzer wieder aus dem Dickicht hervor, und ein Verfolger eröffnete nun, da von der Kantonsregierung in Frauenfeld der Antrag erteilt worden war, keine Rücksichten auf den Mörder zu nehmen, ein Schnellfeuer gegen ihn. Schwarzer wurde am Oberschenkel und an einem Arm verwundet und brach zusammen. In diesem Augenblick drangen von rückwärts Polizisten vor, und so konnte Schwarzer, der in seinem Blute schwamm, endlich gefangengenommen werden. Nachdem das Blut gestillt und die Wunden verbunden worden waren, konnte der Verrückte endlich in das Gefängnis nach Romanshorn abgeführt werden, wo er infolge des Blutverlustes ganz erschöpft anlangte. Seine Verletzungen sind nicht gefährlich. Schwarzer wird zur Beobachtung in die in der Nähe von Konstanz gelegene Thurgauische Irrenanstalt in Münsterlingen transportiert worden.

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(2. Fortsetzung.)

Er durfte sie mitnehmen, tat es aber nicht gern. Weras Art gegenüber war aber nichts anzufangen. Sascha brauchte eine Weile, bis er sich bedacht und entschlossen hatte; dann gingen sie.

Sie passierten den Rogaschkaja-Schlag und begaben sich an dem Nischgorod-Bahnhofe vorbei in das Straßengewirr zwischen dem Prokowsky-Kloster und dem Tajanskaja-Platz. Durch ein Labyrinth von Gassen, in denen sich viele Blockhäuser befanden, gelangten sie nach halbstündiger schweigsamer Wanderung zu einer Teeschenke. An dem Eingang, aus dem Geschrei und Gelächter hervordrang, vorbeigehend, pochte Sascha zweimal leise an eine kleine Tür, welche sich sofort öffnete und hinter ihnen wieder zuschlug. Finsternis umgab sie. Sascha faßte Wera bei der Hand und tastete sich mit ihr die Wand entlang. Nach einer Weile vernahmen sie das Geräusch gedämpfter Stimmen. Es ging eine steile, hölzerne Treppe hinab, bis eine Mauer sie zum Stehenbleiben zwang. Sascha stieß eine Tür auf und Wera sah bei der trüben Beleuchtung einer Petroleumlampe, in einem von Tabakdämpfen erfüllten, kellerartigen Raum ungefähr 40 Personen, Männer und Frauen durcheinander.

Es waren die „Auferstandenen“.

Achtes Kapitel.

Da sich die Versammlung gerade in leidenschaftlichster Debatte befand — darin befand sie sich stets — und niemand den Eintritt der beiden beachtete, konnte Wera sich die „Ihren“ ruhig betrachten. Aber das Mädchen aus Eskowo war eine schlechte Menschenkennerin. So erkannte sie denn nichts, sondern sah nur. Sie sah blühende Männer, darunter halbe Knaben, von denen sie wußte, daß sie für das russische Volk leben und sterben wollten; sie sah Frauen, darunter blutjunge, hübsche Geschöpfe, die bereit scheinen, jeden Augenblick eine Heldentat zu begehen. Ihr Herz pochte, daß es ihr den Atem versetzte; sie warf einen strahlenden Blick auf ihren Freund, der sich wieder einmal beharrlich von ihr abwandte.

In den Geschwirr gellender und heiserer Stimmen vernahm Wera einzelne emphatisch ausgerufene Worte, wie: „Die Sache! Das Volk! Die Sache des Volkes! Slavophilen! Selbsthilfe! Unser Prinzip! Unsere Theorie! Unsere Tendenz! Unsere Arbeit!“ Sie vernahm einzelne gewaltig tönende Sätze, wie: „Das Volk muß das Volk erheben! Das Volk muß die Sache des Volkes führen! Wer aufbauen will, muß vorher zerstören! Wir müssen vorgehen! Nur keine halben Maßregeln! Es ist an der Zeit! Europa sieht auf uns — zeigen wir uns Europa! Der Terrorismus ist eine logische Folgerung.“

Da mehrere Reden zu gleicher Zeit gehalten wurden, konnte Wera nicht mehr verstehen. Die Gesichter glühten von Enthusiasmus und Spirituosen, die Augen funkelten, ein allgemeiner Ausbruch von Begeisterung erfolgte. Wera sah nicht die unweiblichen Weiber, nicht die Männer, deren Inneres ebenso verwildert zu sein schien, wie ihr Äußeres es war; sie sah nur eine Versammlung von Helden und Heldinnen, die sich für das russische Volk nach Sibirien verschicken und in Kerkern begraben ließen, die für das Volk auf das Schaffot zu steigen begeherten.

Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat
Alleinvertragsbesitzer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

Wera hielt nicht länger an sich. Mit bebender Stimme flüsterte sie Sascha zu: „Sage ihnen doch, daß ich da bin und daß sie mir etwas zu tun geben sollen.“

Sascha trat mit ihr vor.

Jemand rief: „Da sind sie!“

Alle wendeten sich um, alle blickten auf sie. Einen Augenblick entstand tiefe Stille.

„Das ist Wera Iwanowna aus Eskowo“, rief Wladimir Wassilitsch, ging auf sie zu und gab ihr die Hand.

Er war einer der Jüngsten, eine zarte, anmutige Gestalt, mit einem blassen, mädchenhaften Gesicht, das eine Fülle langer, rötlicher Locken umrahmte. Er war bestrickend schön. Aber in keines anderen Blick glühte es so unheimlich, wie in diesen großen, prachtvollen Augen, keinem anderen Mund stand eine solche hinreißende Beredsamkeit zu Gebot, wie diesen anmutigen, weichen Lippen, in keines anderen Seele war die Begeisterung für die Sache zu solchem wahnsinnigen Fanatismus geworden, wie es in diesem edlen, aber gänzlich verwilderten Gemüt. Die stärksten und brutalsten Männer scheuten oder haßten ihn, die Frauen beteten ihn an. Manche hätten sich für ihn steinigen und kreuzigen lassen. Doch ihm war der Haß der Männer so gleichgültig wie die Liebe der Frauen.

„Das ist Wera Iwanowna aus Eskowo!“

Wladimir wiederholte: „Das ist das Mädchen, von dem ich euch gesprochen habe.“ Und er führte sie mitten unter die Versammlung. Man drängte sich um sie, man schüttelte ihr die Hände, umarmte sie, jauchzte ihr zu. Wera wußte nicht, wie ihr geschah. Sie wagte nicht aufzusehen. Das Bewußtsein ihres Unwerts mußte ihr ja auf der Stirne brennen! Zugleich fühlte sie sich unter den „Ihren“ wie bis in die Wolken erhoben. Sie war plötzlich in eine Genossenschaft eingetreten; ihre Vereinsamung hatte für alle Zeit aufgehört, aufgehört für alle Zeit hatten ihre eigenen Leiden, hatte ihr eigenes Wesen, ihr so wertlos dünkendes Selbst. Die Empfindung dieses Aufgehens in eine Allgemeinheit, dieses Sichselbstverlierens, das Gefühl einer sicheren Zugehörigkeit überkam sie wie ein Taumel. Es war der glücklichste Augenblick ihres Lebens.

Sascha stand im Hintergrund und sah mit angstvollen Blicken dem Tumult zu. Vielleicht wäre sie, wenn er ihr dringender abgeraten hätte, doch nicht mitgekommen. Nun war es geschehen, nun hatte er die Verantwortung zu tragen. Erst vor kurzem waren zwei Nihilisten vor das Kriegsgericht gestellt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt worden; und Wera hatte eine solche unbändige Sehnsucht, ihr Leben für die Sache des Volkes zu lassen. Er betrachtete ihre none, starke Gestalt, und eine unerträgliche Angst überfiel ihn. Da kam Wladimir Wassilitsch auf ihn zu.

„Und Tania?“

„Ist auch da.“

„Natürlich ist sie auch da. Warum ist sie nicht mit hergekommen?“

„Sie war so erschöpft, wirklich todmüde. Und so traurig.“

„Traurig?“
 „Weil sie dich nicht sah.“
 „Unsinn.“
 „Sie liebt dich zärtlich.“
 „Nun ja — natürlich. Aber was tut sie?“
 „Sei schläft, Colja bewacht sie.“
 „Ist der Bursch auch mitgekommen?“
 „Colja? Natürlich ist der auch mitgekommen.“
 „Man wird ihn anstellen müssen.“
 „Er ist folgsam.“
 „Wie ein Hund!“

Wladimir lachte auf, ein helles, melodisches Lachen, wie das eines Knaben. Bei Tanias Namen war es einen Augenblick gewesen, als ob eine weichere Empfindung in seinem Blick aufleuchtete, ein mattes Rot sein blasses Gesicht färbte. Aber gleich darauf wandte er sich von Sascha ab, trat unter die Versammlung, brachte sie zur Ruhe und hielt eine Anrede an Wera, darin er sie im Namen der Sache unter den Ihren begrüßte und in flammenden Worten den Nihilismus als Religion der Zukunft proklamierte: „Für alle Völker, in aller Zeit.“ Jetzt folgte Rede auf Rede.

Neuntes Kapitel.

„Nihilisten,“ nahm Wladimir Wassilitsch das Wort, „ich habe euch wichtige Beschlüsse vorzulegen:

Wir müssen anstreben, alle einzelnen Teile der revolutionären Partei in Rußland zu vereinigen und dann gemeinsam vorgehen.

Sollten wir nicht dazu gelangen, uns über die zum Zwecke der Revolution verwendbaren Mittel zu verständigen, so müssen wir wenigstens dem Feinde gegenüber als geschlossenes Ganzes dastehen. Um das zu können, müssen wir einig sein.

Um die Verhandlungen zu erleichtern, schlage ich vor, daß alle Mitglieder einer Partei je zu einer Gruppe zusammentreten, und daß jede Gruppe unter sich einen Führer erwählt, der ihre Ideen darlegen und verteidigen soll.“

Dieser Vorschlag fand einstimmigen Beifall, die Versammlung teilte sich in drei Gruppen.

„Ich sehe,“ sagte Wladimir Wassilitsch, indem er die verschiedenen Gruppen ins Auge faßte, „daß hier fünfzehn Anarchisten, zehn Propagandisten, zwölf Terroristen und ein Gemäßigter beisammen sind. Welchem der Sprecher soll ich zuerst das Wort erteilen?“

„Behalt das Wort!“ schrien mehrere Stimmen.

Und Wladimir Wassilitsch begann von neuem:

„Ich werde mich darauf beschränken, die Ansichten meiner, der anarhistischen Partei darzulegen, ohne mir über die Bestrebungen der anderen revolutionären Gruppen ein Urteil zu erlauben.

Nihilisten! Dieses ist das anarchistische Ideal: Wir wollen die politische und soziale Freiheit und Gleichheit für jedermann. Alle Menschen sollen sich bei ihrer Geburt unter den gleichen sozialen Bedingungen befinden. Denn so lange nicht alle Kinder die gleiche normale physische Erziehung erhalten, so lange wird die Ungerechtigkeit fortbestehen, die jetzt unsere moderne Gesellschaft beherrscht. Die Freiheit des einzelnen Individuums soll keine anderen Grenzen kennen, als die Freiheit von seinesgleichen. Die normale Bedingung einer jeden Existenz aber ist der Kampf gegen die Natur mit Hilfe der physischen Kraft.

Alle müssen in gleicher Weise vorbereitet werden, diesen Kampf, der die Bedingung jedes Fortschritts ist, aufzunehmen. Wir wollen vor allem keine Gesellschaftsklassen mehr. Wir wollen nicht länger, daß ein Mensch schon vor seiner Geburt bestimmt werde, Hammer oder Amboß zu sein. Wir wollen nicht länger, daß ein Teil der Menschheit

die Privilegien der Zivilisation genieße, während der andere Teil unter Bedingungen geboren wird, die elender sind, als diejenigen, unter denen ein Wilder sein Leben beginnt.

Aber wie können wir dazu kommen, eine Gleichheit der Kinder herzustellen?

Man schlägt uns die Aufhebung der Erbschaft vor. Natürlich ist die Aufhebung der Erbschaft die Bedingung sine qua non. So wie das Kind nicht verantwortlich ist für die Sünden der Eltern, ebenso wenig soll es Erbe der Frucht ihrer Arbeit sein.

Der Mensch ist nicht mehr, wie in unvordenklichen Zeiten, ein nur von niedrigen Trieben geleitetes Tier; Vater- und Mutterliebe sind nicht mehr ein bloßer Instinkt, sondern ein bewußtes Gefühl. Als Beispiel diene folgendes: Wir sehen in der Gesellschaft Väter ihre natürlichen Kinder vernachlässigen oder selbst verlassen, während sie ihre legitimen Kinder mit Sorgfalt umgeben. Diese Unterscheidung ist nicht instinktiv, sie ist bewußt. Wir sehen Mütter die Frucht einer strafbaren Liebe töten, aber heroisch ihre rechtmäßigen Söhne dem Vaterlande zum Opfer bringen. Vom Vatergefühl gilt durchaus das gleiche, denn wir sehen Männer sich in die Flammen stürzen, um ein fremdes Kind zu retten, ohne daran zu denken, daß sie durch ihre Rettungstat das eigene Kind zur Waise machen können.

Nun gut: Ich verlange ebenso, daß jeder von uns einem unglücklichen Kinde zu Hilfe komme, denn an dem Tage, wo eine Mutter zwischen ihrem eignen und einem fremden Kinde keinen Unterschied mehr machen wird, an diesem Tage wird die Idee der Erbschaft ausgelebt haben. Allein selbst nach dieser Abschaffung der Erbschaft wird noch immer ein Unterschied bestehen bleiben zwischen dem Kinde einer in Ueberfluß lebenden und dem Kinde einer armen, unwissenden Familie. Das Mißverhältnis zwischen diesen beiden wird sich hauptsächlich in den ersten Jahren der Emanzipation des Menschengeschlechts fühlbar machen. Also muß ein Mittel erdacht werden, dieses Mißverhältnis zu beseitigen und Gleichheit herzustellen; ist diese Gleichheit doch die Basis der sozialen Gerechtigkeit.

Nihilisten! Ich kenne nur ein Mittel, diesen Zustand zu erreichen; das ist die freie Anschließung aller an die Prinzipien der absoluten Freiheit und Gleichheit. Dort, wo der leiseste Druck besteht, gibt es keine Freiheit mehr. Wir wollen keinen Zwang! Es soll kein Mensch dem andern untergeben sein. Jeder soll das Recht haben, seinem Gewissen, seinen Ueberzeugungen, seinen Neigungen nach zu leben. Und ist es wirklich so schwer, zu dieser allgemeinen Freiheit zu gelangen? Keineswegs! Es genügt, die Form dafür zu finden, die jedem gestattet, seine Meinung geltend zu machen.

Ich will mich näher erklären.

Wenn Millionen Menschen sich vereinigen in einer gemeinsamen Idee über die Steuern, über die Frage der Sklaverei, über die Ehe, über eine Regierungsform — warum sollen Millionen Menschen nicht ebensogut dahin kommen, eine allgemeine Form für die Idee des Eigentums, der Arbeit und der Teilung des Kapitals zu finden?

Sehen wir uns in Rußland um. Der Boden gehört niemandem. Er ist ein Geschenk Gottes. Jeder soll darauf arbeiten können, wo er will, wie er will. Und er soll mit Weib und Kind den Ertrag seiner Arbeit verzehren dürfen. Aber die Beamten des Zaren betrügen den Bauer um seine Arbeit, sie lassen ihn das Recht bezahlen, die Erde zu bebauen, und genießen selbst die Frucht seines Schaffens.

Neben den Beamten des Kaisers, die ihn berauben, kann jeder Zufall die Arbeit des Bauern gefährden

und vernichten. Um sich vor derartigen Katastrophen zu schützen, ist die Gemeinde gegründet worden.

In manchen Distrikten ist schon jetzt alles abgeschafft, was Grundbesitz heißt. Die Bauern bearbeiten gemeinschaftlich den Boden, der allen gehört, sie säen, ernten und verteilen dann den Ertrag je nach den Bedürfnissen der einzelnen. Andere Gemeinden wiederum lassen ein zeitweiliges Besitztum der einzelnen zu, das heißt: der Boden wird in so viele Teile geteilt, als Familien bestehen, das Los entscheidet. Die Erträge der Felder jedoch werden wiederum verteilt.“

„Die Bauern in ihrer Einfalt verstehen sich besser auf die Gerechtigkeit, als unsere weisen Gesetzgeber!“ rief einer der Zuhörer.

„Gewiß verstehen sie das besser,“ erwiderte Wladimir Wassilitsch beifällig, „denn dieselbe Solidarität der Interessen findet sich auch bei unseren Bauern, wenn sie des Winters in den Industriestädten Arbeit suchen. Sie lieben die Assoziation, sie begreifen, daß Maschinen und Werkzeuge nicht der Besitz einzelner, sondern Gemeingut einer Gesellschaft sein sollen. Ihr könnt daraus erkennen, daß die Aufhebung des Grundbesitzes die Negation des Staates bedeutet, mit einem Worte: daß die Anarchie der instinktive Wunsch des russischen Bauern ist.“

Es bleibt mir noch einiges zu sagen über die Religion und über die Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander. Wir Anarchisten respektieren vor allem die persönliche Freiheit, und die religiöse Frage ist uns gleichbedeutend mit völliger Gewissensfreiheit. Wenn es jemandem einfällt, hundert Kirchen zu bauen und tausend Priester zu unterhalten — wir werden ihn nicht daran verhindern. Ebenso aber werden wir jedem gestatten, den zügellosesten Atheismus zu proklamieren, denn wir zweifeln nicht, daß die Wahrheit, sei sie welche sie wolle, schließlich doch triumphieren wird.

Dasselbe gilt von der Ehe.

Es gibt Individualitäten, die sich für das häusliche Leben eignen, es gibt andere, die, wie der Schmetterling, das Bedürfnis haben, von Blume zu Blume zu flattern. Urteilt selbst: Gesetz, wir proklamierten die Ehe als dreimal heilig, würden wir damit erreichen, daß sie heilig gehalten wird? Nein! Denn die Entartung, die Frivolität, die Ausschweifungen können gar nicht schlimmer sein, als sie gegenwärtig in unserer modernen Gesellschaft sind. Da also auch die heiligsten Formen nicht die Ausschweifung und Entartung verhindern können, so wollen wir der Liebe Freiheit gewähren. Das Fehlen jeglichen Zwanges wird edle Herzen nicht verderben können, solche Herzen nämlich, die in der Liebe der Frau noch anderes suchen als Befriedigung eines Naturtriebes, das heißt: ein intellektuelles Leben, eine Vereinigung, welche die Veredlung des Individuums, die Gründung der Familie zum Zweck hat. Wir müssen alle lernen in der Frau ein Wesen sehen, das unseresgleichen ist vermöge ihrer Fähigkeiten, ihrer Bestrebungen, ihrer Arbeit. Bald werden alle Mißbräuche verschwinden, die Polygamie wird aufhören, die Vereinigung von Mann und Frau wird als Zweck die regelmäßige Entwicklung aller der Kräfte haben, mit denen die Natur den Menschen begabt hat. Solange aber der Staat existiert, so lange wird die individuelle Freiheit nicht existieren, wird der Fortschritt nicht realisiert werden können.

Setzt hingegen an Stelle des Staates eine Gemeinde von Autonomen. Wie leicht wird es dann für alle sein, ihrem Leben eine gemeinsame Idee zugrunde zu legen. Nur auf diese Weise können die berechtigten Bedürfnisse und Wünsche zum Ausdruck gelangen. Nur auf diese Weise werden wir in

dem Verhältnis der Arbeiter zum Kapital, sowie in den Beziehungen des Mannes zur Frau eine Umbildung erreichen. Die Wissenschaft wird in eine neue Phrase treten und, wie das gute Beispiel ansteckend wirkt, als das böse, wird die Wahrheit triumphieren.

Ich gehe jetzt zu den Mitteln über, die nötig sind, um die Gemeinde der Autonomen ins Leben zu rufen.

Vor allem hat die anarchistische Partei beschlossen, alles daran zu setzen, um in jeder Landgemeinde, jedem Dorfe zehn bis zwölf Anhänger unserer Idee zu haben. Eine Bevölkerung, in der die Anarchie erst einmal Wurzel gefaßt hat, wird bald ganz zu den Unseren gehören. Sind wir erst dahin gelangt, dann wird eine neue Ära über Rußland aufgehen. Der Staat wird gelebt haben und mit seinem Leichnam werden alle sozialen Uebel begraben. Dann proklamieren wir die Eidgenossenschaft der autonomen Gemeinden. Zum erstenmal wird dann der Mensch frei sein, frei in der Arbeit, frei in seinen Empfindungen, frei in seinem Gewissen.“

Während dieser Rede wich Wera nicht von ihrem Platz, den sie am Tische bei den jüngsten Volksfreundinnen eingenommen hatte. Sie bemühte sich, ihre Erregung zu bemeistern und mit allen Sinnen bei der Sache zu sein. Aber je aufmerksamer sie zuhörte, desto weniger verstand sie, desto unwissender kam sie sich vor. Sie kannte nicht einmal alle von Wladimir gebrauchten Ausdrücke. Sobald von der propagandistischen Arbeit für das Volk die Rede war, horchte sie hoch auf.

Wladimir Wassilitsch fuhr fort: „Aber, Nihilisten, wir haben noch nicht einmal die paar tausend Menschen beisammen, die wir brauchen, um in den verschiedenen Distrikten für uns zu arbeiten. Und wir werden sie vielleicht schwer aufreiben können, denn man muß lange suchen, um den Menschen zu finden, der sich erinnert, was er dem Volke schuldet. Unser Feind dagegen hat eine disziplinierte und bewaffnete Armee zu seiner Verfügung. Während wir nun einerseits sichere Leute aussenden, um Propaganda zu machen, organisieren wir in den Städten und Dörfern Emeuten. Diese Emeuten haben den Zweck, stets eine Art von Gärung zu unterhalten und stets im Volke von uns reden zu machen. Nach meiner Meinung kann die Sache dabei nur gewinnen. — Was willst du, Balkulin?“

Balkulin war der eine Gemäßigte. Balkulin wollte reden und Wladimir Wassilitsch gab ihm das Wort. Er sprach, wie er dachte; ruhig, würdevoll, gemäßigt.

„Ebensowenig, wie ich den Staat will, der jede Individualität tötet, ebensowenig kann ich dieses Emeutensystem billigen. Das dient nur dazu, die Reaktion von seiten des Staates zu verstärken und jede Propaganda auf friedlichem Wege unnötig zu machen. Wir dürfen wieder den blutdürstigen Appetit unserer Feinde wecken, noch Anklagen gegen unser gewalttätiges Vorgehen hervorrufen. Die bis jetzt eingeschlagenen Wege können uns nur schaden, dem Feinde nur nützen. Und glaubt mir: die Emeuten reizen gegen uns auf, nicht nur das Publikum und die gesamte russische Presse, sondern auch die ausländischen Mächte. Um also die Lage der Dinge kurz zusammenzufassen, möchte ich mich dahin aussprechen, daß die von euch angewandten Mittel kein anderes Resultat haben werden, als das unnütze Aufopfern von Menschenleben. Das einzige Mittel, mit dem wir zum Ziele gelangen können, ist die friedliche Propaganda durch Wort und Buchstaben.“

„Keine Bücher, denn das Volk kann nicht lesen,“ protestierten einige Stimmen.

„Wir werden es lesen lehren,“ rief der Gemäßigte. „Außerdem sorgen wir für mündliche Verbreitung. Und dann — —“

Aber er kam nicht weiter. Ein Tumult entstand. Wladimir Wassilitsch mußte beruhigen, was er mit vieler Klugheit und Umsicht tat.

Darauf begann er: „Balkulin übersieht, daß wir die friedliche Propaganda durchaus nicht ausschließen. Wir betrachten sie sogar als die Hauptsache. Aber neben dieser Propaganda auf dem Lande müssen wir Propaganda in den Städten machen, und dazu sind die Emeuten das beste Mittel. Das Volk liebt Taten. Es wird nur dann Vertrauen zu uns haben, wenn den Worten die Handlung folgt.“

„Aber damit richten wir unsere Bestrebungen zugrunde,“ warf Balkulin gelassen ein.

Wera wandte dem Sprecher ihr Gesicht zu; sie wäre am liebsten zu ihm gegangen und hätte ihm die Hand gedrückt oder sich auch nur ruhig an seine Seite gestellt.

„Mißverstehst mich nicht,“ fuhr der Gemäßigte fort. „Ich fasse die Anarchie auf wie ihr, und glaube an ihren endlichen Triumph. Aber dieser liegt für mich in einer fernen, ungewissen Zukunft. Um den Gedanken der Anarchie zu verwirklichen, muß sie von der ganzen Welt angenommen werden, aus freiem Willen, aus dem menschlichen Antriebe aller. Denn die Anarchie kann nicht durch Gewalt eingesetzt werden. Wie wollt ihr, daß der Bauer von heute, der ganz absorbiert ist von seinem, ihn niederdrückenden Tagewerk, sich zu euren humanen Ideen erhebe? Um die anarchistische Freiheit zu begreifen, muß man frei sein von jedem sozialen und religiösen Vorurteil und außerdem Muße genug für Studien übrig haben. Ich sage euch noch einmal: Was mich betrifft, so halte ich in diesem Augenblicke die Anarchie für unausführbar; wir müssen ihr als Vorgänger erst Reformen vorausschicken.“

„Es ist keine Stunde her,“ rief ein Propagandist, „daß ich Landleute sagen hörte: Das, was uns not tut, sind weniger Steuern und mehr Land; haben wir das erst, so wollen wir dem Zaren dienen und ihm zu Hilfe kommen, wenn er uns braucht, vorausgesetzt, daß er uns zu Hilfe kommt, wenn wir Mißernten haben.“

„Fragt doch Balkulin, wer seine Reformen herbeiführen soll?“ rief Wladimir Wassilitsch.

„Der Zar,“ erwiderte Balkulin mit starker Stimme.

Alle tobten und lachten.

Wladimir schrie: „Die Reformen des Zaren? Wir wissen zu was sie führen. Seht als Beispiel die Aufhebung der Leibeigenschaft, die als Resultat das Proletariat in Rußland hervorrief.“

„Ich stimme mit Wladimir Wassilitsch überein,“ meinte der Gemäßigte, „darin stimme ich mit ihm überein, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft nur den Herren genützt hat. Aber warum hat sie dem Volke nichts genützt? Weil sie nicht vom Volke ausging, sondern unter dem Einfluß der aristokratischen Partei zustande kam, die nur ihre eigenen Interessen wahrte. Der Adel allein ist das Unglück Rußlands. Laßt den Zaren von edlen Geistern beeinflussen, und alle die unter der Regierung Alexanders II. ins Werk gesetzten Reformen werden einen Fortschritt, ein Vorwärtsschreiten nach der freien Zukunft bedeuten.“

Ein Tumult erhob sich. Alles schrie durcheinander, es gab einen Höllenlärm. Wera sah sich nach Sascha um und entdeckte endlich seine große Gestalt zusammengedrückt in einem Winkel. Des Qualms wegen konnte sie sein Gesicht nicht erkennen; doch war ihr, als ob er zu ihr herüberblickte.

Sie nickte ihm zu, ohne eine Erwiderung ihres Grusses zu erhalten.

Erschrocken sah sie auf, als sich unter den Frauen ein Mädchen erhob, sichtlich in der Absicht, gleichfalls zu reden. Sie schien viel jünger als Wera, der sie durch ihr leidendes Aussehen längst aufgefallen war. Die arme gebrechliche Gestalt schien kaum Lebenskraft genug zu besitzen, um sich aufrecht zu halten, das Gesicht war von Krankheit und Seelenschmerzen entstellt, überdies hielt sie das einzige, was in diesem wachsblassen, kummervollen Antlitz schön war, ihre Augen, hinter grünen Brillengläsern versteckt. Ihr tiefschwarzes, ungewöhnlich starkes Haar trug sie rund um den Kopf abgeschnitten, ohne jeden Versuch einer Frisur. Sie ging überaus nachlässig, in grobe Gewänder gekleidet, die eher den Zuschnitt eines Kaftans als den eines Frauenkleides zeigten. Sie hatte weiße, schlanke, vornehme Hände, mit denen sie, wie Wera später erfuhr, die größten Arbeiten verrichtete. Dieses Mädchen hatte sich erhoben und wollte reden; aber ihre matte Stimme verhallte ungehört in dem wüsten Lärm. Sie stand so hilflos da, sie sah so schwach und hilflos aus, daß Wera jeden Augenblick erwartete, sie umfallen zu sehen, und von heftigem Mitleid ergriffen wurde. Da rief jemand: „Ruhe! Natalia Arkadijewna will reden.“ Sogleich trat Stille ein. Das kranke Mädchen wurde das Ziel aller Blicke. Sascha kam aus seiner Ecke hervor, sogar Wladimir trat näher. Wera glaubte zu bemerken, wie Natalia Arkadijewna bei seinem Anblick zusammenfuhr und heftig zu zittern begann. Was hat sie mit Wladimir Wassilitsch, dachte Wera. Sie kann gewiß kein Wort vorbringen. Sie wird besinnungslos werden.

Aber Natalia Arkadijewna blieb stehen und begann ihre Rede mit sanfter, klagender Stimme, die Wera zu Herzen drang. Anfänglich vermochte sie nicht zuzuhören, denn ihre Nachbarin teilte ihr flüsternd mit, wer diese Natalia Arkadijewna sei.

„Die Tochter des Geheimen Staatsrats Michael Danilitsch Niklakow und der Fürstin Marfa Jurjewna Leontow. Sie hat sich für das Volk von ihrer Mutter verfluchen und von ihrem Vater verstoßen lassen. Anna Pawlowna nahm sie auf, Anna Pawlowna ist nämlich ihre Tante. Ehe sie krank wurde — ich glaube, sie hat die Auszehrung — soll sie sehr schön gewesen sein. In ihr Haar konnte sie sich bis zu den Füßen einhüllen. Als sie eine der Unseren ward, schnitt sie es ab, verkaufte es und streute den Erlös unter das Volk auf der Straße aus: „Das ist alles, was ich euch geben kann.“ Noch vor einem Jahre war sie gesund. Aber sie läßt sich die schwersten Arbeiten auftragen und sich im Winter aufs Land verschicken, um unter dem Volk Propaganda zu machen, immer zu Fuß und ohne Polz. Wladimir Wassilitsch fand sie einmal beinahe erfroren auf der Landstraße. Die Bauern, die sie gegen ihren Herrn aufreizen wollte, hatten sie geschlagen, daß sie für tot hinsank. Seitdem ist sie so elend. Aber sie läßt sich keine Zeit zum Kranksein und ist eifriger als je. Lange wird sie es nicht mehr machen. Dann kommt eine andere an ihre Stelle. Alt werden wir alle nicht. Entweder verschicken sie uns nach Sibirien oder wir kommen sonst um. Was tut's?“

Natalia Arkadijewna sprach.

„Ich rede im Namen meiner Schwestern und Gesinnungsgenossinnen.“

Größer als die Unfreiheit des Mannes ist diejenige der Frau — folglich bedürfen wir einer größeren Erhebung.

Die Zivilisation hat an der Frau Verbrechen über Verbrechen begangen.

Indem man uns für das Haus, für den Herd und den Mann bestimmte, verurteilte man uns zu ewiger

Leibeigenschaft. Wohin ein solcher Zustand führt, sehen wir am russischen Volke: es ist ein Volk von Unfreien, von Kreaturen, von geistig Verkrüppelten. Nun wohl: kreaturenhaft, unfrei, geistig verkrüppelt ist auch die Frau. Seit Jahrtausenden wird unsere Gattung durch die Bestimmung, der eine abscheuliche Willkür sie übergab, tyrannisiert, also demoralisiert. Wir verkümmern.

Weil wir nur für die Bequemlichkeit, für die Eitelkeit und die Leidenschaften der Männer da sind, werden alle unsere Organe, unsere Talente, und Fähigkeiten nach dieser Richtung hin entwickelt. Das Höchste, was die Frau durch solche Erziehung erreichen kann, ist leibliche Schönheit und Begabung für Haus, Herd und Wiege. Die Frauen sind nicht die Genossinnen der Männer, sondern ihre Putz-Gegenstände, ihre Haushälterinnen, die Ammen ihrer Kinder.

Wir sind nicht Gattung, sondern Geschlecht, keine Individuen, sondern Geschöpfe. Die Korruption der Frau ist ohnegleichen.

Alle sind wir käuflich, alle sind wir da, um gekauft zu werden. Wir verkommen in Scharen — es braucht durchaus nicht immer auf der Gasse zu sein.

Fort mit der Larve unseres Geschlechts!

Ohne dieselbe werden wir die freien Genossinnen der Männer.

Fordern sie von uns unsere Liebe, so fordern wir von ihnen einen Teil ihrer Arbeit.

Gebt uns von eurer Arbeit!

Ihr habt uns bis an den Rand des tiefsten Abgrundes geschleudert — erhebt uns! Erhebt uns so hoch daß unsere Stirne derselbe Glanz umleuchtet, den ihr bis dahin für eure Häupter allein beansprucht habt: gebt uns die Glorie der allgemeinen Gleichheit.

Ihr schuldet sie uns!

Wie das russische Volk in seiner vielhundertjährigen Knechtschaft ein starkes Volk geblieben, so blieben die Frauen in ihrer vieltausendjährigen Leibeigenschaft ein starkes Geschlecht. Laßt uns euch das beweisen. Eine kurze Zeit der Gleichberechtigung und wir werden euch gleich sein.

Prüft uns!

Verwendet unsere Leidenschaften zu größeren Zwecken; gestattet nicht mehr, daß wir Sklavinnen sind, und wir werden Heldinnen sein. Verbietet, daß wir uns für euch schmücken, und wir werden unser Haar abschneiden, unsern Körper in eine Zwilchjacke stecken und doch von euch schön gefunden und geliebt werden.

Laßt uns euch voranstürmen. Wir werden nicht wanken und nicht weichen. Verfügt über uns!

Sendet uns unter das Volk und laßt uns für die Sache Propaganda machen. Wir tun es mit Wonne. Schickt uns in die Kerker, in die Bergwerke, auf das Schaffot. Wir werden glücklich sein. Ich sage euch noch einmal: Weil die Frau am tiefsten gesunken, muß sie sich am höchsten erheben.“

Dieser Rede folgte eine solche Lautlosigkeit, daß man Nataliens rasselndes Atmen vernahm. Als sie auf ihren Stuhl zurücksank, stand Wera vor ihr, sah sie mit leuchtenden Augen an und faßte ihre beiden Hände, die sie heftig preßte.

Natalia Arkadiewna flüsterte: „Wir wollen Freundinnen sein. Komm morgen zu mir. Ich habe dir vieles zu sagen.“

Sie lächelte Wera zu und deutete auf Wladimir, der sich zum Reden anschickte.

Er entwickelte den Revolutionsplan seiner Partei.

Danach löste sich die Sitzung auf, die „Auferstandenen“ gingen auseinander.

Das mußte sehr vorsichtig geschehen. Einzelnen ver-

ließen sie das Versammlungslokal durch eine Tür und einen Gang, der in die Teestube führte. Wladimir und Sascha waren mit Wera und Natalia die letzten. Sie fanden die Gaststube bereits voller Arbeiter, die ihren Morgentrunke einnahmen; doch bekümmerte sich niemand um sie. Nur die Wirtin, ein großes, stattliches Weib, das sich mitten unter ihren Gästen das prächtige gelbe Haar auskämmte, blickte bei dem Eintritt der viere auf. Wera kam es vor, als sähe die Frau sie böse und feindselig an. Als Sascha an der Wirtin vorüberging, schlug ihm diese mit einem ihrer mächtigen Haarsträhne ins Gesicht, daß es laut klatschte. Sie tat es lachend, doch ihre dunklen Augen funkelten und ihr schöner Mund verzerrte sich. Gleichmütig nickte Sascha der Frau zu: „Du bist heute morgen bei guter Laune Marja Carlowna. Die Heiligen bescheren dir einen gesegneten Tag.“

„Kommst du diesen Abend herein, Brüderchen?“ fragte die Wirtin mit rauher, gebieterischer Stimme.

„Es gibt rote Rübensuppe.“

Sascha antwortete nicht, Marja Carlowna begann hinter ihm her zu singen. Es klang wild und drohend.

Zehntes Kapitel.

Kaum waren sie zum Hause hinaus, als Wladimir sich nach Sascha umdrehte und ihn anherrschte: „Daß du heute abend zu Marja gehst! Sie hat uns mit Gefahr ihrer Freiheit ihr Haus für unsere Zusammenkünfte gegeben, weil sie sich in dich vergafft hat. Untersteh dich nicht, sie zu vernachlässigen. Du kannst Marja Carlowna küssen und deswegen doch in Anna Pawlowna verliebt sein.“

„Was sind das für Dummheiten,“ murmelte Sascha und schielte scheu zu Wera hinüber. Diese blickte vor sich hin und sah bei dem fahlen Mondschein erschreckend bleich aus. Er näherte sich ihr; doch sie wich zurück.

Wladimir wollte Natalia nach Hause begleiten; denn dieselbe schien mit ihren Kräften zu Ende und taumelte mehr als sie ging. Indessen da Wladimir sie ansprach, faßte sie heftig Saschas Arm und erwiderte mit abgewandtem Gesicht: sie habe bereits mit Sascha verabredet, daß dieser sie nach Hause bringe.

Was ist das nun wieder? dachte Sascha, der von keiner Verabredung mit Natalia Arkadiewna wußte. Doch sagte er nichts: denn ihm fiel ein, daß Natalia Arkadiewna bei Anna Pawlowna wohnte. So schlug er denn mit ihr die Straße nach dem Kraßnaja Platze ein, nachdem Wera Natalia Arkadiewna hatte versprechen müssen, sie noch diesen Vormittag zu besuchen.

Schweigend setzten die beiden anderen ihren Weg fort. Begierig atmete Wera die frische Morgenluft ein. Mehr und mehr nahm das Erlebte für sie die Gestalt eines Traumes an, aber es tat ihr leid, daß sie erwacht war. Sie mußte tief aufseufzen. Plötzlich fragte sie: „Sascha sagte mir, daß Boris Alexeiwitsch auch zu den „Unsern“ gehöre. Ist das wahr?“

„Ja.“

„Warum war er nicht bei der Versammlung?“

„Sehnst du dich nach ihm?“

Er sah sie scharf an; mit einem bösen Lächeln um den Mund, der so rot und frisch war wie der eines Mädchens.

Wera verstand ihn nicht. In ihrer ernsten und herben Weise entgegnete sie ihm: „Was mich Boris Alexeiwitsch angeht? Ich fragte dich nach ihm, weil es mich freuen würde, wenn er nicht mehr so hochmütig wäre und sich der Sache des Volkes von Herzen annähme.“

„Was sehert Boris Alexeiwitsch die Sache des Volkes?“

„Wie?“

„Aber freilich; die Sache des Volkes kann unter Umständen selbst für einen Boris Alexeiwitsch ihre Reize haben. Wenigstens ist sie ihm neu. Und wem die Welt etwas so Altes ist, wie ihm trotz seiner achtundzwanzig Jahre, dem ist jedes Neue ein Leckerbissen. Wenn man sich die Delikatesse nur mit Gefahr seines Lebens gewinnen kann, so setzt man eben sein Leben an die neue Trüffelpastete. Uebrigens hat er recht, du bist merkwürdig schön geworden. Er mußte das wissen.“

„Warum war er heute nicht bei der Versammlung?“ fragte Wera zum zweitenmal mit großer Heftigkeit.

„Er glaubte dich noch nicht angekommen. Das nächste Mal ist er sicher dort.“

Mit zuckenden Lippen rief Wera: „Was hat Boris Alexeiwitsch mit mir zu tun?“ Sie fühlte ihre Wangen brennen; dort hatte seine Peitsche sie getroffen.

Wladimir ließ sich nicht aus seiner spöttischen Ruhe bringen.

„Du bist stolz, mein Täubchen. Desto besser! Du wirst ihm sein Spiel schwer machen. Das gefällt mir! Gewinnen wird er es doch. Das ist gut für die Sache! Laß ihn zappeln. Er soll dich teuer erkaufen, er soll dem Volk für dich zahlen; entweder so oder so; entweder mit seinem Gelde, seinem Namen, seiner Ehre oder mit seinem Blut. Wir wollen ihm den Preis hoch setzen.“

„Du bist betrunken“, sagte Wera kalt und ließ ihn voran gehen.

Anstatt die Richtung nach dem Prokowskykloster einzuschlagen, an dem vorbei ihr Weg in die Nowaja-Andronowska-Vorstadt führte, lenkte Wladimir seine Schritte der inneren Stadt zu. Bald befanden sich beide in demjenigen Teile Moskaus, wo die meisten Paläste liegen. Einige der hohen, prächtigen Gebäude waren noch strahlend erleuchtet. Vor den Portalen warteten die Equipagen in langer Reihe. An den beiden Fußgängern rollte eine Karosse vorüber, aus deren mit dunklem Samt ausgeschlagenen Kissen eine weiße Atlasrobe leuchtete.

Wladimir ballte die Hand und schüttelte sie gegen die glanzvolle Gestalt.

„Ihr seid schuld daran, ihr und euresgleichen! Von euch ist ausgegangen, was jetzt mit Schrecken und Entsetzen enden wird. Ihr verdarbt uns an Leib und Seele. Während ihr über uns die Knute schwingen und unseren Acker im Schweiß unseres Angesichts für euch bebauen ließt, während ihr schwelgtet und prastet, kroch der Neid in unsere Seelen, der höllische Neid! Denn das ist der teuflische Ursprung von allem: Wir beneiden euch! Darum hassen wir euch, darum wollen wir euch aus der Welt schaffen; darum, darum! Wenn wir es auch nicht eingestehen, wenn wir auch einen prunkenden Lappen um das Ding hängen — es bleibt als erste und letzte Ursache der gemeine, schändliche, höllische Neid. Wir wollen uns an eure Stelle setzen; denn ihr habt, was wir nicht haben. Das ist es! Das ist Sozialismus, Nihilismus, Anarchismus. Es sind nur verschiedene Namen für denselben Gegenstand: für unseren grimmigen Neid! Und darum, darum: weil ihr uns den Neid gegeben, hasse ich euch, wie ich das Böse selbst hasse, das ich doch mit Wonne begehe, um euch zu vernichten. Warum prunkt ihr vor unseren Augen mit Schätzen, während wir darben? Warum vergeudet ihr, während wir Mangel leiden? Warum verpraßt ihr, während wir umkommen?! Da schwatzt ihr von einer himmlischen Vergeltung, von einer göttlichen Gerechtigkeit — schwatzt nur! Indessen übt das Volk in seiner göttlichen Gerechtigkeit irdische Vergeltung an euch. Seht euch vor! Das Richtbeil schwebt über euch.“

„Aber nicht über allen“, stammelte Wera. „Sie werden nicht alle schuldig sein.“

„Alle sind sie schuldig! Denn sie gleichen sich alle; einer ist wie der andere! Wenn dieser oder jener sich das Ansehen gibt, als wäre es anders, so spielt er Komödie, weil er das Schwert über sich fühlt, weil es in der Welt nach Blut riecht. Und wir tun, als glaubten wir ihnen. Denn es ist die höchste Lust der Strafe, dieses entartete Geschlecht sich durch sich selbst richten zu sehen. Wir müssen sie festhalten, wir müssen sie teilnehmen lassen an unseren Taten, und wäre es auch nur, um den Triumph zu erleben, ihnen sagen zu können: Seht! Eure Laster sind so angewachsen, daß sich aus eurer Mitte die Empörung gegen euch erhoben hat, daß ihr euch selbst zerstört! Wer kann uns der Ungerechtigkeit anklagen, wenn die Zeugen wider euch in euren Reihen stehen?! Wer kann das Volk beschuldigen, wenn die Gesellschaft selbst — —“

Er brach mitten im Satze ab und blieb stehen. Sie befanden sich einem Palast gegenüber, daraus sich soeben die letzten Gäste entfernten. Wladimir machte Wera auf einen Mann aufmerksam, der einige Schritte von ihnen unter dem Portal einer Kirche stand und, ohne die beiden zu bemerken, unverwandt nach dem prächtigen Hause hinübersah.

Er: „Sie sind sehr unnahbar, mein Fräulein. Vergessen Sie nicht: Schönheit vergeht!“

Sie: „Ja, und Häßlichkeit besteht.“

Beim Heiratsvermittler. „... Der wäre ja gar nicht übel, den Sie mir vorstellten — wenn er nur nicht Benjamin hieße ... so'n komischer Name!“

„Was ist denn dabei? ... Schan'n S', der Franklin hat auch Benjamin geheißen ... und hat doch den Blitzableiter erfunden!“

Der Mann war Saseha.

„Was tut er hier?“ flüsterte Wera.

„Er wartet.“

„Weshalb?“

„Um den Schatten Anna Pawlownas an der Gardine vorbeischieben zu sehen.“

„Wohnt sie da drüben?“

„Ja. Es ist der Palast Petrowsky.“

„Der Prinz Petrowsky ist in Petersburg?“

„Er geht zu Hof.“

„So gehört er nicht zu den Unseren?“

„Gewiß nicht.“

„Aber seine Frau, Anna Pawlowna — —“

„O die!“

O „Was sagst du?“

„Sie liebt ihren Mann nicht. Ich glaube, sie haßt ihn.“

„Behandelt er sie schlecht?“

„Nein. Aber sie ist ihm verkauft worden, und da sie sehr stolz ist — — Uebrigens ist er sechzig Jahre alt, und sie noch nicht dreißig.“

„Was tut das?“

Wladimir lachte.

„Meinst du? Du kennst sie nicht.“

„Wen kenne ich nicht?“

„Die vornehmen Damen.“

„Hintergehen sie ihre Männer? Das kann doch nicht möglich sein!“

„Du meinst, weil sie verheiratet sind, in der Kirche, durch den Popen? Vielleicht sind sie gerade deswegen so geworden. Der Mensch läßt sich nicht zwingen; am allerwenigsten darin.“

„Worin läßt der Mensch sich nicht zwingen?“

„In seinen Leidenschaften und Begierden. Doch das verstehst du nicht.“

„Nein. Hintergeht Anna Pawlowna ihren Mann?“

„Bis jetzt noch nicht. Es ist merkwürdig genug.“

Man wird nicht klug aus diesem Weibe. Nun, wir werden ja sehen.“

Er blickte zu Sascha hinüber. Weras Augen folgten den seinen.

Er steht noch immer da, dachte sie mit tiefem Kummer. Was für ein Zauber liegt auf ihm? Eine Prinzessin und eine verheiratete Frau! Wie kann eine solche Sünde für ihn möglich sein? Ich möchte ihn auffordern, mitzugehen; es ist seiner nicht würdig, so dazustehen.

Aber Wladimir hielt sie zurück.

„Laß ihn! Es paßt in meinem Plan, daß er dort steht. Er ist doch nicht zu anderem zu verwenden, mit seinem dicken Blut und schwerfälligen Denken. Seine Seele muß erst erweckt werden — durch die Leidenschaft. Erst dann wird er ein Auferstandener sein, an dem wir noch Freude erleben werden.“

Eine Pause entstand. Auch Wladimir und Wera beobachteten das gegenüberliegende Haus.

Wera war zu sehr geängstigt; sie wollte mehr hören, sie mußte sich Gewißheit verschaffen.

„Sie liebt das Volk.“

„Wer soll das Volk lieben?“

„Anna Pawlowna.“

„Hm!“

„Was sagst du?“

„Frage Sascha.“

„Er sagte es mir.“

„Nun, er muß es wissen.“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine,“ sagte Wladimir, jedes Wort scharf betonend, „daß Anna Pawlowna das Volk liebt, genau so wie Boris Alexeiwitsch es liebt, und daß beide ihre Liebe büßen werden.“

„Warum büßen? Was tut Boris Alexeiwitsch, daß er zu büßen hätte?“

„Du wirst es erfahren. In diesem Augenblick tut er, was er immer getan hat und immer tun wird, er genießt sein Leben.“

Er deutete auf das Vestibül des Palastes. Die mit persischen Teppichen belegte Marmortreppe stieg eine vom Kopf bis zu den Füßen in einen golddurchwirkten Burnus gehüllte Dame herab. Man hörte ihre schwere Robe rauschen. Wie eine Blutwelle floß hinter der goldenen Gestalt der rote Atlas die Stufen herab. An ihrer Seite befand sich ein Herr, den Wera sofort erkannte — Boris Alexeiwitsch! Der Portier trat vor den beiden auf die Gasse heraus und rief den Wagen auf: „Fürstin Danilowsky!“

Der Wagen der Fürstin fuhr vor, ein in Pelze gehüllter Diener öffnete den Schlag; die Dame und der Herr stiegen ein.

„Das hat Boris Alexeiwitsch zu tun,“ wiederholte Wladimir.

Er deutete auf ihn, wie er neben der Fürstin in die Kissen des Wagens sank. Jetzt sah Boris die beiden. Er schnellte auf, beugte sich vor, da zogen die Pferde an.

„Morgen wird er sicher in die Versammlung kommen“, meinte Wladimir gelassen. „Laß uns nach Hause gehn.“

„Aber Sascha?“

„Der mag stehenbleiben!“

„Nein.“

Und sie ging zu ihm.

Elftes Kapitel.

Als Wera in die Kammer trat, um sich noch für einige Stunden niederzulegen, war es voller Tag. Die ersten Strahlen der Sonne füllten den elenden Raum und vergoldeten das schlechte Lager, darauf die holde Tania in friedlichem Schlummer lag. Der Traum mochte sie mit ihrem Verlobten zusammen-

geführt haben, denn ein glückseliges Lächeln spielte um ihre Lippen. Wera mußte an Wladimirs Lachen denken. Plötzlich sah sie Tanias Lächeln in einem tiefen, schmerzlichen Seufzer hinsterben. Der Sonnenschein schwand von der reizenden Gestalt. Aber, als dränge sich aller Glanz zu dem Haupt der Schlummernden, sammelte sich um dieses eine Korona von Strahlen.

Spät erwachte Wera, Tania war bereits aufgestanden und nicht mehr in der Kammer. Aber von draußen vernahm sie ihrer Freundin sanfte Stimme, leise, flehend, häufig von ersticktem Weinen unterbrochen. Sie hörte Wladimir antworten und dann hinausgehen, hörte ein lautes, krampfartiges aufschluchzen. Darauf wurde es still.

Eine Weile zauderte Wera, dann ging sie in das Zimmer, darin sich Tania allein befand, das Gesicht in Tränen gebadet. Unfähig ein Wort zu sprechen, ließ sie sich von Wera in die Kammer führen.

„Was ist vorgefallen?“

Sie wolte es nicht sagen. Als Wera jedoch nicht weiter in sie drang, sondern sie nur zu beruhigen suchte, kam sie selbst damit heraus, in dem sie die Freundin heftig umschlang und ihr Gesicht an deren Brust barg.

„Ich soll seine Frau werden; aber — denke dir! nicht in der Kirche, nicht im Namen Gottes; wir hätten nichts mit der Kirche, nichts mit Gott zu tun! Es gäbe keinen Gott, es gäbe auch keine Heiligen. Nicht einmal mein liebes, schönes Madonnenbild darf ich behalten. Wera! Wera!“

Doch Wera vermochte auf diesen Angstruf, auf diesen Notschrei keine Antwort zu geben.

„Es ist mir ja nur um seinetwillen,“ klagte Tania. „Wenn er Gott und die Heiligen verwirft, so wird er von Gott und den Heiligen verworfen werden. Ich liebe ihn und ich kann ihm nicht helfen! Und ich werde doch sein Weib sein — nein, nicht sein Weib! Ich weiß nicht, was ich werde, aber sein Weib werde ich nicht. Stoße mich fort, verachte mich. O pfui, wie häßlich ich bin!“

Sie warf sich, von wilden Schauern geschüttelt, auf das Bett. Hilflos stand Wera daneben, bemüht, ihre Gedanken zu sammeln. Als Tania endlich aus Erschöpfung ruhiger ward, begann ihre Freundin: „Ich weiß es ja nicht! Es geht so viel vor in der Welt, was wir nicht verstehen, nicht verstehen können. Aber deshalb darfst du dich nicht gleich verloren geben; weder dich, noch deinen Verlobten. Wenn er dich aus der Kirche verjagt, kannst du die Kirche um so schöner und heiliger in deinem Herzen aufbauen; wenn er dir Gott nehmen will, wirst du Gott um so unentziehbarer in deiner Seele festhalten. Vielleicht, daß du deinen Verlobten dir zu Gott nachziehst. Er will sich nicht durch die Kirche mit dir verbinden lassen“ — sie errötete bis unter die Haarwurzeln — „deshalb wirst du doch sein recht-mäßiges Weib sein, wenn auch nicht vor den Menschen, so doch vor Gott. Ich kann es dir auch nicht deutlich machen; aber mir sagt eine innere Stimme, daß die Frau durch die Liebe das wahre Weib eines Mannes wird und nicht durch den Popen. Seit ich hier bin habe ich schon erkannt, daß die Unseren sich von allein losgesagt haben, was sonst Brauch und Sitte ist. Sie haben sich außerhalb der Weltordnung gestellt, also auch außerhalb der Gebote des Himmels. Sie sind wahrscheinlich dazu gezwungen worden; denn es gibt keinen Frieden zwischen uns und jenen, die der göttlichen Weltordnung ins Gesicht schlagen, indem sie uns knechten an Leib und Seele! Unsere schwere Herzensnot komme über sie! Wir aber dürfen nicht verzagen, sondern müssen hoffen.“

Sie half der heftig Weinenden in die Höhe, strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und küßte sie

herzlich auf Mund und Wangen. Dann forschte sie: „Was hast du Wladimir erwidert?“

„Ich habe geweint und gebeten. Wenn du es ihm sagen wolltest — —“

„Was?“

„Daß es geschehen soll, wie er fordert.“

„Ich werde es ihm sagen.“

Da rief im Nebenzimmer Sascha nach ihr: „Wera! Wera Iwanowna!“

„Hier bin ich! Ich komme.“

Sie ließ Tania allein, die sich auf ihre Knie warf und inbrünstig betete, daß die Schuld Wladimir vergeben werden möchte, daß die Todsünde auf sie falle.

„Du sollst zu Wladimir kommen,“ sprach Sascha Wera an, indem er ängstlich vermied, ihr beim Reden ins Gesicht zu sehen. „Er will dir unsere geheime Druckerei zeigen. Aber trinke vorher Tee.“

„Später, Wo ist Wladimir Wassilitsch?“

„Auf dem Hofe. Er läßt Colja Kohl pflanzen; die Bohnen sind schon aufgegangen. Wolltest du nicht heute Natalia Arkadijewna besuchen?“

„Ich versprach es ihr.“

„So werde ich dich begleiten. Du wirst auch zu Anna Pawlowna müssen.“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Sie ist eine der Unseren. Die Unseren sind ihr großen Dank schuldig. Auch wohnst du in ihrem Hause.“

„So werde ich zu ihr gehen und mich bei ihr bedanken.“

„Das ist recht. Du darfst Wladimir Wassilitsch nicht glauben.“

„Was darf ich ihm nicht glauben?“

„Er war heute betrunken, als er das von Anna Pawlowna und der Wirtin Marja Carlowna sagte. Glaube ihm ja nicht.“

„Ich werde selbst sehen, was ich zu glauben habe und was nicht.“

„Ja, so bist du, so — so eigensinnig. Keiner vermag etwas über dich.“

Sie waren während dieses kurzen Gesprächs hinaus auf den Hof getreten, der selbst an diesem sonigen Frühlingstag einen trostlosen Anblick darbot. Zwischen vorjährigen, verfaulten Kohlstrünken war Colja mit Umgraben des Bodens beschäftigt; das Bücken war ihm in Moskau nicht leichter, als es ihm in Eskowo geworden. Wladimir stand bei ihm und schlug mit einem Stocke die Erdklumpen auseinander. Als er die beiden kommen sah, warf er den Stock weg und ging ihnen entgegen. Er sah so schön und strahlend aus, als hätte er an diesem Morgen eine große Tat vollbracht und wäre sehr zufrieden mit sich.

Nach Tania fragte er nicht.

Sie begaben sich zu einem Schober, der mit Holz und allerlei Gerümpel gefüllt war. Davon wurde einiges beiseite geschoben, und darauf der Boden in dem Umfange eines Quadratmeters von Spänen und Erde befreit. Eine eiserne Falltür ward sichtbar. Sascha hob sie auf und Wera sah in eine dunkle Tiefe hinunter, in welche Wladimir zuerst auf einer Leiter hinabstieg. Als auch Wera drunten angelangt war, ließ Sascha die Tür von außen zufallen und blieb daneben stehen, um Wache zu halten. Wladimir machte Licht und Wera sah, daß sie sich in einer Art von Grube befanden.

Die Einrichtung der Druckerei war die einfachste von der Welt. einige Kästchen mit Lettern, ein kleiner Zylinder mit einer klebrigen, leimartigen Substanz beschmiert, ein großer, mit Tuch überzogener Zylinder, der als Druckwalze diente, zwei Flaschen Druckerschwärze und ein paar Bürsten und Schwämme.

Alles war so geordnet, daß es in einer Viertelstun-

de zusammengepackt und fortgeschafft werden konnte.

Nachdem Wladimir dem Mädchen alles gezeigt und erklärt hatte, öffnete er den Deckel einer schwarz angestrichenen Truhe, die beinahe einem Sarge glich und in der Mitte des unterirdischen Raumes stand.

„Was ist in der Kiste?“

„Dynamit.“

Wera wollte fragen, was das sei, aber Wladimirs Mund zeigte wieder jenes Lächeln, welches ihr Grausen einflößte. Hastig trat sie von dem unheimlichen Kasten zurück, dessen Deckel er zufallen ließ. Es dröhnte wie ein Schuß.

Wladimir stand im Begriff, die Druckerei zu verlassen, als Wera ihn zurückhielt.

„Ich wollte dir auch sagen — —“

Aber sie stockte.

„Was wolltest du mir sagen?“

„Tania hat mit mir gesprochen. Sie ist sehr unglücklich, aber sie ist stark. Sie will dir überallhin folgen; auch dorthin, wo, deinem Willen gemäß, kein Gott und kein Glaube sein sollen. Du hast sie ganz in deiner Hand, du kannst mit ihr beginnen was dir beliebt. Aber ich sage dir: Du bist ein Mann der Freiheit, du verkündigst die Freiheit der Völker als Evangelium, dein Weib aber willst du zur Sklavin machen. Du knirschest gegen die, die uns zu Leibeigenen gemacht hatten, aber die einstige Mutter deiner Kinder willst du knechten an Leib und Seele. Du willst Tausende retten, aber dieses reine und heilige Gemüt willst du verderben. Hüte dich, Wladimir Wassilitsch! Du hast einen wilden, ungöttlichen Geist. Und mit diesem gedenkst du die Sache des Volkes zu führen? Freilich, du liebst ja wohl das Volk mehr, als du dein Weib lieben wirst. Sieh dich vor, das du nicht beide verdirbst.“

Er starrte sie sprachlos an; doch sie kehrte sich nicht an seinen Blick, sondern stieg die Leiter empor und pochte an die Platte, die sogleich von Sascha gehoben wurde. Im nächsten Augenblick stand Wera wieder im Sonnenlicht.

Zwölftes Kapitel.

Später begleitete Sascha sie zu Natalia Arkadijewna, von der er mit Begeisterung sprach.

„Das ist eine Seele, die Vater und Mutter verlassen hat, um dem Volk anzugehören. So sollten alle sein; Anna Pawlowna ist auch so. Sie hat unsäglich viel Gutes an Natalia Arkadijewna getan und sie von der Straße in ihr Haus aufgenommen, wo doch schon die Polizei hinter ihr her war. Es ist wundervoll!“

Es kam Wera vor, als spräche er von Natalia Arkadijewna nur, um Anna Pawlowna rühmen zu können. Sie war Anfang und Ende aller seiner Gedanken; sie war es, ohne daß er sich dessen bewußt gewesen wäre.

Wera hörte stumm zu. Uebrigens glaubte sie der Ekstase Saschas mehr als Wladimirs Haß. Weshalb sollte Anna Pawlowna keine gute Nihilistin sein? Und ebenso Boris Alexeiwitsch. Weshalb wären beide sonst Nihilisten geworden?

„Natürlich müssen sie es ganz im geheimen sein,“ erklärte ihr Sascha. „Denn solche Damen wie Anna Pawlowna — du begreifst. Ihr Mann ist ein Magnat. Wenn sie in Petersburg ist, geht sie zu Hof. Du wirst einsehen — Sie hat es ungemein schwer, sie bringt der Sache die größten Opfer. Das sollten wir anerkennen. Und welche Summen sie für die Sache hersehenkt. Es ist erstaunlich! Wir müßten ihr sehr dankbar sein. Doch wir sind undankbar, denn wir hegen Mißtrauen. Sie begibt sich der Sache wegen in Gefahr. Es ist außerordentlich! Wenn sie entdeckt würde! Aber sie ist so mutig, ein gewaltiges Weib!“

„Ein großer Geist,“ verbesserte Natalia. „Von dem wird man in Rußland noch hören.“

„Er kann schrecklich sein.“

„Mit Sanftmut befreit man kein Volk. Wer dem Volke dienen will, darf vor nichts zurückschrecken; weder vor Leiden und Tod, noch vor Verbrechen.“

Wera dachte daran, daß auch sie vor nichts zurückscheuen wollte, daß auch sie ein Gelübde getan. Sie fragte Natalia, ob sie von Tania Nikolajewna gehört hätte.

„Nein. Wer ist das?“

„Wladimirs Verlobte.“

Natalia stieß einen leisen Schrei aus. Es war wie ein Krampf. Aber es ging schnell vorbei, sie erklärte es für einen Anfall ihres alten Leidens und fuhr sehr bald in ihrer Beschäftigung fort.

„Wo ist das Mädchen?“

„Sie kam mit uns.“

„Beschreibe sie mir. Sie muß sehr schön sein.“

„Sehr schön. Strahlende Augen, prächtiges Haar.“

„Goldblond, nicht wahr?“

„Goldblond. Woher weißt du das?“

„Ich denke es mir. Sie ist zart und sanft, mit einer leisen, lieblichen Stimme?“

„Ganz recht.“

„Und sie betet Wladimir an?“

„Sie betet Wladimir an; sie tut alles für ihn, alles sogar ein Verbrechen, das aber für sie kein Verbrechen ist, da Wladimir Wassilitsch es befiehlt.“

„Ich möchte sie kennen lernen.“

„Sie wohnt mit mir in einer Kammer; nicht lange mehr, denn — —“

Und sie erzählte Natalia Arkadijewna den Vorgang vom Morgen, etwas verwirrt durch die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, mit der ihre neue Freundin zuhörte.

„Wladimir Wassilitsch hat recht,“ begann Natalia mit einer gewaltsamen Anstrengung zu sprechen. „Die Eheschließung vor dem Popen ist und bleibt eine konventionelle Sitte und jede konventionelle Sitte ist eine Tyrannei. Aber nun wird es Zeit, daß du zu Anna Pawlowna gehst. Diesen Nachmittag besuche ich dich und Tania Nikolajewna. Du kannst mich dann später begleiten und mir diese Bücher verteilen helfen.“

„Ich danke dir. Laß mich etwas tun.“

„Dazu wird genug Gelegenheit kommen.“

Wera ging, wurde aber von Natalia noch einmal zurückgerufen.

„Du wirst bei Anna Pawlowna ihren Vetter, Boris Alexeiwitsch, finden. Hüte dich vor ihm. Verderben und Fäulnis geht von ihm aus. Leute wie er sind Rußlands 'tote Seelen', die über das Land den Geruch der Verwesung verbreiten. Wera Iwanowna, gelobe dir selbst, dir aber das Herz auszureißen, als es dir von einem dieser Würgegeister zermalmen zu lassen. Ich sehe dir an, du wirst den Kampf bestehen.“

Wera ging. Sie vernahm nicht mehr, mit welchem Jammer die junge Nihilistin den Namen Wladimir stöhnte, sie sah nicht mehr, wie die schwache Gestalt zusammenbrach und sich in wilden Krämpfen auf dem Boden wand.

Dreizehntes Kapitel.

Anna Pawlowna befand sich in ihrem Kabinett. Die Fürstin Xenia Alexandrowna Danilowsky und Boris Alexeiwitsch waren bei ihr.

Das Kabinett war ein quadratischer, fensterloser Raum mit einer Kuppel aus geschliffenem Glase. Darunter hin lief ein Fries, von einem großen französischen Künstler gemalt. Es war darauf die Ge-

burt der Venus dargestellt, wie die Göttin, aus dem Schaum einer Welle hervorleuchtend, mit einer Gebärde höchsten Entzückens beide Arme dem strahlenden Himmel entgegenstreckt und mit geöffneten Lippen die Sonnenstrahlen einzuschlürfen scheint, die aus einer purpurnen Wolke hervorbrechen.

Dann durchzieht die junge Herrscherin der Welt im Triumph die Meeresflut, welche den herrlichen Leib mit Rosen und Lilien umspült. Titronen und Najaden tauchen aus der Tiefe und umschwimmen die Schöne. So gelangt Aphrodite nach Zypern. Wo sie von blühenden Jünglingen und reizenden Jungfrauen empfangen wird, die beim Anblick der Göttin in Liebe zueinander entflammen. Sie bauen der liebreichen Himmlischen einen Tempel, in dessen Hallen der Priester die Paare vermählt. Zu dem Liebeshof der Venus gesellen sich alle Götter und Göttinnen, und Jupiter entdeckt eiligst eine einsame Schöne; so stehen Himmlische und Irdische unter dem Zepter der schaumgeborenen Frau, welcher der galante Franzose auf dem ersten Bilde die Züge Anna Pawlownas gegeben hatte.

Unter diesem Fries, den gekoppelte Bronzepilaster trugen, schimmerte an den Wänden silbergrauer Atlas in reichen Falten, über welche sich durch das gefärbte Glas der Kuppel ein matter, bläulicher Schein ergoß. Ringsum waren hinter einem vergoldeten Gitter exotische Pflanzen und blühende Frühlingsgewächse aufgestellt. Kamellen und Rosen, Narzissen und Hyazinten drängten sich durch das strahlende Netzwerk.

Weißes Bärentelle bedeckten den Boden, orientalische Stoffe die Otomanen und Sessel, vor denen niedrige, mit Büchern und Quincailleries beladene Tischchen standen. In der Mitte des Gemaches, auf einem Sockel aus blutrotem Jaspis, war die Bronzestatue eines nackten Knaben aufgestellt, der in seiner emporgehaltenen Rechten eine pompejanische Lampe hielt.

Unter dieser Bildsäule saß in einem Morgenkleid aus heliotropfarbener Seide Anna Pawlowna, anscheinend völlig in die Lektüre eines Flaubertschen Romans vertieft. Aber sie las nicht. Ihr Kopf mit dem farblosen Gesicht, von ihrem rötlichen unfrierten Haar wie von Flammen umgeben, ruhte zurückgelehnt gegen den Purpur des Steins. Ihre meergrünen Augen starrten vor sich hin, mit demselben Ausdruck, den ihnen der Maler auf dem Bilde gegeben: Venus Anadyomene in die aufgehende Sonne schauend. Mit einem Seufzer schloß sie die Augen, und nun erschien das schöne Haupt leblos und starr auf dem blutroten Hintergrund.

Die Fürstin und Boris Alexeiwitsch befanden sich auf der anderen Seite der Bildsäule; die Dame ausgestreckt auf einem Diwan, der Kavalier hinter ihr auf einem Taburett. Das Promenadenkostüm der Fürstin war mit metallisch glänzendem Schmelzwerk bedeckt; das Neueste, was Paris für die Frühjahrsaison proklamiert hatte. Xenia Alexandrowna war lächerlich stark geschnürt, überreich gepudert und abscheulich frisiert, à l'enfant! Obgleich sie durchaus nicht mehr jung, ziemlich fett und fast häßlich war, besaß sie mehr Anbeter — besonders unter sehr jungen Männern — als Anna Pawlowna. Uebrigens war sie gutmütig und ziemlich witzig. Ihr großes Vermögen, ihr uralter Name und ihre gänzliche Unabhängigkeit verschafften ihr in der Gesellschaft aller Länder eine sichere Position, trotzdem sie nicht aufhörte, sich stark zu kompromittieren. Sie benahm sich äußerst unvorsichtig und zeigte sich mit ihrer Gunst wie mit ihrem Gelde so freigebig, als es ihre jungen Freunde nur wünschen konnten. So hatte die böse Welt wohl nicht

unrecht, wenn sie behauptete, daß Xenia Alexandrowna lieber Romane erlebe als lese.

Ihren Aufenthalt wechselte sie wie ihre Neigungen. Sie reiste durch die halbe Welt und sie kannte alle Welt. Nach Paris ging sie der Toiletten und des pschutt wegen; nach England, um die Rennen zu sehen; nach Weimar, um Liszt anzubeten; nach Monaco, um zu spielen und nach Rom, um nachmittags auf dem Pincio Korso zu fahren. Sie hatte mit Gladstone gewettet, bei Sarah Bernhardt soupiert, an den Herzog Karl von Braunschweig zehntausend Francs verloren, war von Paul Heyse empfangen und von der Königin von Italien nach Turin eingeladen worden. Ihrer Autographensammlung wegen bildete sie sich ein, mit allen europäischen Berühmtheiten in Korrespondenz zu stehen. Natürlich war sie Wagnerianerin. In den letzten Jahren sprach sie viel von Schopenhauer, Proudhon und Bakunin und hatte sich auf Völkerpsychologie und Sozialismus geworfen. Gegenwärtig interessierte sie sich, obgleich sie nichts davon begriff, für den Nihilismus. Um Boris Alexeiwitsch willen, in den sie leidenschaftlich verliebt war, kam sie seit einigen Jahren regelmäßig im Frühling auf einige Monate nach Rußland. Uebrigens verurteilte ihr Boris Alexeiwitsch Kummer. Da er sich ihr gegenüber als völlig unzugänglich erwies, liebte sie es, ihn wie einen verwöhnten, trotzen Knaben zu behandeln, wie einen ungezogenen Liebling der Grazien, dem man seinen Willen nicht lassen durfte. Wohl oder übel mußte sie sich ihm gegenüber als die ältere, erfahrene Frau aufspielen.

Was Boris Alexeiwitsch anbetraf, so ließ er sich das Verhältnis zur Fürstin gefallen, weil er sich dieser Frau gegenüber völlig gehen lassen konnte. Anfänglich war Xenia Alexandrowna ihm unangenehm gewesen. Als er aber diese Leidenschaft entdeckte, welche diese abgestumpfte, zügellose Frauentatur für ihn gefaßt hatte, begann er einigen Anteil an ihr zu nehmen, das objektive Interesse, das der Anatom an den Zuckungen seines Objekts nimmt. Neugierig, wie sich die Sache entwickeln würde, sah er ihren Liebesleiden zu. Schließlich langweilt auch sie ihn — wie alles.

Boris hatte seinen Sitz zum Divan der Fürstin geschoben; ein Bein über das andere geschlagen, begann er, seine Zigarette rauchend, mit gedämpfter Stimme ein Gespräch.

„Boris Alexeiwitsch!“ sagte Xenia Alexandrowna.

„Fürstin?“

„Boris Alexeiwitsch, ich lagweile mich.“

„Xenia Alexandrowna, ich langweile mich.“

„Welches Echo! Und so galant.“

„Pardon! Aber ein Nihilist darf nicht galant sein.“

„Pfui! Aber reden wir einmal ernstlich davon.“

„Von der Langeweile?“

„Von dem Nihilismus.“

„Als Mittel gegen die Langeweile?“

„Ein gefährliches Mittel.“

„Das uns für immer um die Langeweile bringen kann.“

„Ernstlich, ernstlich!“

„Wie Sie befehlen!“

„Können Sie wirklich ernsthaft sein?“

„Es kommt auf das Thema an.“

„Ich gebe Ihnen das Thema: Ist der Nihilismus wirklich eine solch ernsthafte Sache? Ueberall redet man darüber.“

„Ja, wie von dem letzten Skandal der Stipani mit dem Grafen Warsky, wie von der Robe die Sie gestern auf dem Balle der Prinzessin trugen.“

„Ist das Ihre Ernsthaftigkeit? Jedenfalls ist sie amüsant.“

„Merci.“

„Wovon sprachen wir doch?“

„Von der neuesten Mode.“

„Das ist frivol.“

Aber Xenia Alexandrowna lachte. Dabei wandte sie den Kopf, um Boris Alexeiwitsch ins Gesicht zu sehen; diese spöttische Laune stand ihm so gut. Je leichtfertiger er war, um so unwiderstehlicher fand sie ihn. So versuchte sie denn, die alberne Szene fortzuspielen.

„Also sind Sie Nihilist aus Mode?“

„Sollte ich es etwa aus Ueberzeugung sein?“

„Zeigen Sie mir einen Nihilisten, aber einen echten.“

„Mit Vergnügen, sogar ohne Entree. Aber Sie müssen ihr Flakon gebrauchen.“

„Warum?“

„Weil der Mann aus Ueberzeugung nach Branntwein riecht.“

„Sie könnten mich neugierig machen.“

„Sie wissen doch, daß Nihilisten an nichts glauben?“

„Das muß sehr bequem sein. Aber glauben Sie wirklich an nichts?“

„Die Männer an eure Reize.“

„Und die Frauen an eure Treue.“

„Gewiß nicht. Der Nihilismus erhebt den Wechsel zum Prinzip. Er ist sehr bequem.“

„Mais c'est affreux.“

„An eines, fällt mir ein, glauben auch die Nihilisten.“

„Was ist das?“

„An das Nichts.“

„Ein unangenehmer Glaube.“

„Wieso? An keine ewige Langeweile glauben zu müssen, ist Ihnen das unangenehm?“

„Das ist zynisch.“

„Das ist nihilistisch.“

„So ist nihilistisch zynisch?“

„Wohl möglich.“

„Jetzt habe ich genug.“

„Schon? Uebrigens sind Sie zur Nihilistin verdonnen.“

„Weshalb?“

„Weil Sie ästhetische Bedürfnisse haben. Das ist ganz gegen unsere Theorie.“

„Muß denn eine Theorie immer gleich praktisch verwertet werden?“

„Im Nihilismus entschieden. Was mich betrifft, so verkehre ich direkt mit dem Volk. Heißt das nicht ein Nihilist der Praxis sein?“

„Sie werden dabei sicher praktisch verfahren.“

„Das war boshaft.“

„Es soll reizende Frauen unter den Nihilisten geben.“

„Sie kennen uns.“

„Monsieur — —“

„Madame — —“

Beide standen auf.

„Nicht drei Sätze Französisch,“ rief Boris triumphierend. „Was sind wir für Russen!“

„Les vrais Slavophiles.“

Ein Diener in altrussischer Tracht schlug die Portiere zurück und meldete mit leiser, singender Stimme: „Der Student Alexander Dimitritsch Russikow und die Bäuerin Wera Iwanowna Martjanow aus Eskowo bitten vorgelassen zu werden.“

Anna Pawlowna hatte gerade das Buch aufgenommen und las so eifrig, daß der Diener seine Meldung wiederholen mußte.

„Führe sie in das gelbe Zimmer,“ erwiderte sie endlich und blätterte um.

„Wer ist dieser Alexander Dimitritsch?“

„Das müssen Sie meine Cousine fragen. Sie wird Ihnen antworten: Voilà un homme.“

„Vraiment?“ meinte die Fürstin gedehnt und blickte nach Anna Pawlowna hinüber, welche, ohne eine Miene zu verziehen, nachlässig sagte: „Dieser Alexander Dimitritsch ist in der Tat — —“

„Eine ehemalige Seele Anna Pawlownas,“ fiel Boris Alexeiwitsch lachend ein. „In der Tat eine Seele, die ihr noch immer gehört, eine etwas plebejische Seele.“

Anna Pawlowna runzelte die Stirn und fuhr, die Unterbrechung unbeachtet lassend, fort, wo sie aufgehört hatte.

„— — Ist in der Tat einer von jenen jungen Leuten, welche das Unglück haben, eine große Leidenschaft zu fühlen und dabei keine Egoisten zu sein.“

„Das heißt?“ erkundigte sich die Fürstin, etwas unsicher, ob man sich nicht über sie lustig mache.

„Das heißt,“ demonstrierte Boris Alexeiwitsch mit einem zynischen Zucken seines schönen Mundes, „daß dieser Alexander Dimitritsch ein Nihilist ist.“

„Ein Nihilist in deinem Hause! Aber du kommst promittierst dich.“

„Sie sollten sich den Mann ansehen,“ riet Boris der Fürstin mit ungemeiner Höflichkeit.

„Natürlich werde ich das!“

„Er ist kein wildes Tier,“ sagte Anna Pawlowna.

Sie hatte den tiefen Ton in ihrer Stimme, den ihr Vetter so gern hörte; er liebte es, dem spröden Metall solche Funken zu entreißen.

„Anna Pawlowna hält ihn für einen Mann,“ warf er nachlässig hin.

„Ah!“

„Boris Alexeiwitsch beliebt es, anderer Ansichten zu fälschen,“ erwiderte Anna Pawlowna, sich zur Fürstin wendend in ihrer kältesten Weise. „Dieser Student Sascha ist ein Gemüt voller Einfalt, Kindlichkeit und Uneigennützigkeit, eine Seele voller Glauben, Vertrauen und Hingebung, dabei — —“

Sie suchte nach dem rechten Wort. Boris Alexeiwitsch fand es.

„Voller Urkraft.“

Er lächelte.

„Ganz recht,“ wiederholte sie langsam, ihn mit ihren Nixen Augen anblickend, „voller Urkraft.“

Dann erhob sie sich.

„Ich bin gleich wieder zurück.“

„Beeile dich nicht, ma chère! Wer aber ist diese Bäuerin Wera Iwanowna aus Eskowo?“

„Ich kenne sie nicht,“ murmelte Boris Alexeiwitsch, seinen Schnurrbart kräuselnd.

Anna Pawlowna, die schon an der Tür stand, drehte sich nach ihm um.

„Du kennst sie nicht?“

„Es ist lange her, daß ich in Eskowo war.“

„Du schlugst ihr damals mit der Reitpeitsche ins Gesicht. Hoffentlich trägt sie noch die Narbe davon.“

„Die ist's? Sie war schon damals ein freches Ding, das gezüchtigt zu werden verdiente.“

Anna Pawlowna zuckte die Achseln und entfernte sich.

„Wissen Sie, Fürstin, wer diese Wera ist? Denn jetzt fällt es mir ein.“

„Nun?“

„Anna Pawlownas Halbschwester.“

„Mon Dieu! — — Was will sie in Moskau?“

„Da fragen Sie mich zu viel.“

Vierzehntes Kapitel.

Langsam durch die Reihe von Gemächern schreitend, dachte Anna Pawlowna: Eigentlich haben jene beiden ganz recht, wenn sie eine schlechte Komödienszene daraus machen. Auch die russische Gesellschaft spielt in diesem Augenblick das Drama „Nihilismus“. Es kommt Blut und Mord darin vor,

aber sie betrachtet das Stück trotzdem nur als Spiel. Die Epoche der französischen Sittenkomödie auf der Bühne wie im Leben naht ihrem Ende; selbst gegen das Ehebruchs-drama ist die Gesellschaft gleichgültig geworden. Deshalb werfen wir unsere Leidenschaften beizeiten auf ein anderes Gebiet, auf den Sozialismus. Da jedoch unsere ermatteten Nerven der Reizung bedürfen, so verschärfen wir den Sozialismus zum Nihilismus. Ich bin begierig, wie wir dieses neue Gebiet für uns ausbeuten, was für Resultate die Experimente, die wir mit dem Volke und mit uns selbst anstellen, ergeben werden. Wir wollen das Volk mit der Gesellschaft mischen, das heißt zwei der denkbar verschiedensten Stoffe vereinigen, die kein Atom miteinander gemein haben, die sich gegenseitig heftig abstoßen. Es muß eine Explosion geben. Eh bien, erwarten wir sie.

Aber wird dieses Leben mehr für uns sein, als eine bloße Zerstreuung? Schlägt unser Herz dabei in Wahrheit lebhafter? Und wofür? Für das Volk? Das Volk! Wir stellen uns freilich an seine Seite, wir proklamieren uns allerdings als seinesgleichen und das Volk — nun und das Volk glaubt uns. Aber glauben wir uns selbst? Wir mit unserer Selbsterkenntnis, unserer Selbstanalyse? Oder sollte Boris recht haben, wenn er behauptet, daß es lediglich das Neue ist, das diese Gewalt über uns ausübt? Der Nihilismus als Mode, als Sport. Abscheulich! Ich will die Frage umkehren: Könnte die russische Gesellschaft aus innerster Ueberzeugung nihilistisch sein? Warum nicht? Sind wir doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir nichts taugen. Dennoch wird nie und nimmer die Gesellschaft den Heroismus haben, sich gegen sich selbst zu empören. Infolgedessen können wir dem Volke gegenüber keine ehrlichen Mitspieler sein. Wir betrügen es und können uns nicht einmal damit entschuldigen, daß wir uns selbst betrügen. Und ich — Was ist es mit mir?

Sie blieb stehen und preßte ihre Hand gegen die Stirne.

„Und ich — was ist es mit mir?“ wiederholte sie halblaut.

Sie sah auf und erblickte in einem Spiegel ihre Gestalt in voller strahlender Schönheit. Ernsthaft spähte sie in ihr Gesicht, in ihre Augen, als könnten diese es ihr sagen. Aber ihre Augen blieben so unergründlich wie das Element, dessen Farbe sie trugen.

„Ob das, was ich empfinde, wohl Sehnsucht ist?“ sprach sie vor sich hin. „Aber Sehnsucht wonach? Nach einem vollen, reichen Leben, das ich nirgends finden kann? Ueberall habe ich danach gesucht, im Himmel und auf Erden; warum sollte ich da nicht einmal beim Volke suchen?“

Sie versank in Gedanken. Dabei sah sie unverwandt ihr schönes Spiegelbild an. Endlich bemerkte sie, daß eine Locke sich gelöst hatte. Das brachte sie wieder zu sich selbst. Sie steckte das rebellische Haar auf und trat sodann in das „gelbe Zimmer.“

Saschas Gesicht nahm bei dem nicht unfreundlichen, aber gemessenen Gruße seiner Herrin die Farbe seiner Hände an. Zugleich strahlte es in seinen Augen auf. Wera die Stirn küssend, meinte Anna Pawlowna: „Ich hätte dich nicht wiedererkannt. Sieh doch, was aus dir geworden ist. Nun, Gott sei dir gnädig. Du wirst in Moskau bleiben?“

„Man hat mich gerufen. Alexander Dimitritsch holte mich.“

Du möchtest dich gern nützlich machen?“

„Ich habe noch gar nichts getan.“

Anna Pawlowna betrachtete sie forschend; dann sagte sie herablassend: „Setzt euch doch.“

Sascha nahm augenblicklich Platz, Wera blieb stehen.

„Warum brachten Sie Wera Iwanowna nicht gleich zu mir?“ redete Anna Pawlowna Sascha an. „Sie wohnt natürlich bei mir.“

„Ich danke Ihnen sehr, aber ich muß bei Tania Nikolajewna und den anderen bleiben,“ erwiderte Wera an Saschas Stelle mit großer Entschiedenheit. Sascha rückte unruhig auf seinem Stuhle und warf seiner Freundin einen vorwurfsvollen Blick zu, der zu sagen schien: Wie kannst du es nur übers Herz bringen, nicht gleich mit tausend Freuden ihre Wünsche zu erfüllen? Sieh sie doch an, wie wunderschön sie ist! Und gar nicht beleidigt über deine Widerspenstigkeit. O Wera! Wera!

Auch Saschas Augen könnten beredt sein.

„Ich muß tun, was man mir aufträgt,“ erwiderte Wera auf eine Frage Anna Pawlownas nach ihrer mutmaßlichen Tätigkeit mit einer Feierlichkeit, als handelte es sich um ihr Seelenheil.

Wieder streifte die Prinzessin das Mädchen aus dem Volke mit einem Blick, der in ihr Inneres zu dringen schien. Plötzlich sagte Sascha sehr langsam und sehr laut: „Ja, das muß sie. Sie muß alles tun, was man ihr aufträgt. Das müssen wir alle.“

„Traf Tania Nikolajewna auch bereits ein?“ fragte Anna Pawlowna ablenkend, ihren Blick von Wera langsam zu Sascha hinüberwendend. „Was will sie in Moskau? Gleichfalls alles tun, was man ihr aufträgt?“

„Sie kam mit uns nach Moskau, weil auch sie gerufen wurde, von — von Wladimir Wassilitsch, welcher — —“ Wera stockte. Sie konnte Anna Pawlowna unmöglich sagen, was sie Natalia Arkadijewna gesagt hatte. Also schwieg sie mitten im Satze.

Eine Erklärung fordernd, sah Anna Pawlowna Sascha an, welcher, durch ihren Blick verwirrt, stammelte: „Nun ja, so ist es! Was hilft's? Wladimir Wassilitsch will es nun einmal nicht anders. Er spuckt auf die Kirche und den Popen. Es ist schlimm für Tania; aber wer kann's ändern? Sie liebt ihn nun einmal und wir werden sie auch so achten und ehren. Wera Iwanowna verläßt sie nicht.“

„Fangt ihr so an?“ meinte Anna Pawlowna mit einem eigentümlichen Blick.

Sascha, in tödlicher Verlegenheit, sprach aufgeregt weiter: „Wladimir Wassilitsch will sie für die Sache beschäftigen — Wera Iwanowna nämlich. Er hofft, daß sie der Sache sehr nützlich sein werde. Das wird sie auch. Sie meint es sehr ernst damit, ganz heilig ernst. Sehen Sie sie doch an, Anna Pawlowna, und sagen Sie ihr, daß sie nicht mutlos werden soll. Ihnen glaubt sie.“

„Mir glaubt sie?“

„Ja, ja, ja!“

„Glauben auch Sie mir?“

„Ach, Anna Pawlowna —“

„Glaubt mir auch Wladimir Wassilitsch?“

„Ich bitte Sie, wollten Sie doch begreifen — Sie wollten wirklich — denn sonst —“ stotterte der arme Sascha.

„Wladimir Wassilitsch mißtraut mir, er und alle anderen.“

„Es ist sehr unrecht von ihnen, sehr, sehr unrecht,“ rief Sascha und sprang auf. „Ich will sie zur Rechenschaft ziehen, sie sollen Ihnen Abbitte tun. Es ist ein Verbrechen. Das ist es!“

„Alexander Dimitritsch, sagen Sie mir, womit kann ich euch beweisen, daß ich es mit euch aufrichtig meine?“

„Es ist ein Verbrechen,“ wiederholte Sascha leidend. „Was könnten Sie wohl noch mehr

tun? Es ist unmöglich! Jeder Mensch muß das begreifen.“

„Schicken Sie Wladimir Wassilitsch zu mir; noch heute. Ich will selbst mit ihm reden.“

„Das wird das Beste sein, dann ist alles gut; er wird Ihnen Abbitte tun.“

Wera plötzlich mit Sie anredend, verabschiedete die Prinzessin die beiden.

„Ich hoffe, Sie zuweilen bei mir zu sehen. Sie sind zwar vollständig frei und Ihre eigene Herrin, aber ich hoffe es dennoch. Vielleicht kann ich Ihnen bei Ihren Unternehmungen behilflich sein. Nur muß ich zuerst klar wissen, um was es sich handelt. Bis jetzt ist alles Wirrwarr. Wladimir Wassilitsch räsontiert, aber er handelt nicht. Solange man mich im Dunkeln läßt —“

„Das ist es ja eben,“ schnitt Sascha heftig atmend ihr das Wort ab. „Man läßt Sie im Dunkeln, man verständigt sich mit Ihnen über gar nichts, man fordert nur von Ihnen, fordert und fordert und mißtraut Ihnen, wenn Sie nicht gleich geben und geben. Was ist das für eine Sache, die so im Dunkel bleibt, die sich nicht hervorragt, die immer spioniert und räsontiert und ihre Wohltäterin anklagt? Es ist sehr schmerzlich.“

Er seufzte und sah tief unglücklich aus.

„Sie sind ein guter Mensch,“ sagte Anna Pawlowna ernst und entließ ihn.

In einem wahren Rausch von Glück entfernte sich Sascha mit Wera.

„Was habe ich dir gesagt? Sie ist ein gewaltiges Weib, ein herrliches Weib! Und wie sie das Volk liebt, wie sie sich der Sache hingibt. Es ist gar nicht zu glauben.“

Sascha blickte sich scheu um und flüsterte: „Du weißt doch, daß sie mit ihrem Manne sehr unglücklich lebt? Alle Welt weiß es. Sage, kannst du das begreifen? Eine solche Frau! Ueberhaupt ist es sehr, sehr traurig, daß so etwas vorkommt. Es muß ein schönes Brüderchen sein, dieser Prinz Peter Petrowitsch, ein ganz abscheuliches Väterchen! Jetzt ist er wieder in Petersburg. Was er da wohl zu tun hat? Nun, alle Welt weiß es; aber es ist nicht zu glauben. Eine solche Frau wie Anna Pawlowna zu hintergehen! Wer kann das begreifen? Es heißt, daß die Ehe etwas Frommes und Heiliges sei, und dann leben sie so — die Männer natürlich. Welche Verworfenheit! Davon macht man sich gar keine Vorstellung.“

Er ist wirklich ein guter Mensch, dachte Wera, und verehrt Anna Pawlowna aus reinem Herzen. Aber was für eine Welt ist das! Gott sei mir gnädig!

Fünftehntes Kapitel.

In einem der Vorzimmer stießen die beiden auf Boris Alexeiwitsch.

„Sie doch, Freund Sascha!“ rief er in der ihm eigenen liebenswürdig-nachlässigen Weise, mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme. „Wie geht es Ihnen? Was machen die Studien? Sie wollen sich schon wieder entfernen? Das ist unrecht. Anna Pawlowna hat Sie so gern. — Ist das Ihre Schwester?“

Er sah Wera flüchtig an. Diese stand da, wie damals, als sie von ihm den Schlag empfangen.

„Das ist ja Wera Iwanowna!“

„Welche Wera Iwanowna, wenn ich fragen darf?“

„Wera Iwanowna aus Eskowo,“ stammelte Sascha vollständig fassungslos, daß Boris Alexeiwitsch, auf dessen Vorschlag hin man Wera hatte kommen lassen, diese gar nicht mehr zu kennen schien.

„O wirklich! Wera Iwanowna aus Eskowo. Welches merkwürdige Zusammentreffen!“ rief Boris

Alexeiwitsch und lächelte in einer sonderbaren Art. „In der Tat; Wera Iwanowna aus Eskowo. Welche Ueberraschung! Nun, wir kennen uns.“

Diese Worte waren direkt an Wera gerichtet, welche, statt aller Antwort, zu Sascha sagte: „Wir müssen gehen.“

„Ich werde Sie begleiten.“

„Ich muß zu Natalia Arkadiewna; Sascha, gehe du mit dem Herrn.“

„Natalia Arkadiewna läßt Ihnen sagen, daß sie ausgegangen sei. Sie wüßten, wohin,“ meldete ein Diener in schnarrendem Tone.

„Also kommen Sie!“ rief Boris Alexeiwitsch fröhlich. „Sie begeben sich gewiß zu Wladimir Wassilitsch.“

„Ja. Wir wollen in die Nowaja-Andronowka-Vorstadt.“

„Nichtswürdige Gegend! Was treibt dieser schöne Fanatiker? Ein Prachtexemplar von einem Gesinnungsgenossen!“ Und er lächelte wieder. Dann meinte er nachlässig: „Ich will ihn bald aufsuchen. Er interessiert mich. — Nicht dort, meine Herrschaften. Dort ist der Ausgang für das Gesinde. Wera Iwanowna, so kommen Sie doch.“

Er wußte sehr wohl, daß sie schwankte, ob sie nicht, trotz seiner Aufforderung, die andere Treppe hinuntersteigen sollte; und er triumphierte, als sie, obgleich mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen, ihm folgte. Er geriet in die beste Stimmung und lachte innerlich über das verstörte Aussehen Saschas, dessen Gesicht ganz deutlich sagte: Boris Alexeiwitsch, Brüderchen, du bist doch eigentlich ein widerwärtiger Patron.

Lebhaft plaudernd stieg er neben ihnen unter Palmen und blühenden Rhododendren die Marmortreppe hinunter, auf welcher Wera ihn in der Frühe an der Seite der Fürstin gesehen hatte. Im Vestibül grüßte der Portier nur Boris Alexeiwitsch. Dieser stellte sich vor den Mann hin und schrie ihn an: „Du Hund von einem Wortschik; siehst du nicht, daß sich in meiner Gesellschaft eine Dame befindet?“

Hätte er eine Reitgerte bei sich gehabt, so würde das Gesicht des Menschen sie sicher zu fühlen bekommen haben. Wera zuckte zusammen, als ob es geschehen und sie selbst getroffen worden wäre.

Boris Alexeiwitsch ging neben Sascha, zu dem er eifrig sprach. Von Alexander Herzen, der bald ein überwundener Standpunkt sein werde; von John Mill, den er einen Schwärmer und von Maleschott, den er einen Salon-Atheisten nannte. Er schwatzte von Poesie und Kunst, welche die Nihilisten verneinten, was ihnen bei Puschkin und Rafael etwas schwer gelingen würde. Apropos: Puschkin! Sein „Onegin“ sollte in jedem russischen Bürgerhause zu finden sein, ebenso wie in Deutschland in jedem Bauernhause der „Faust“ und in England Byrons „Don Juan“. Boris erklärte, daß die moderne Literatur „gar nichts“ wert sei und daß Turgenjew in lächerlicher Weise überschätzt werde; allerdings nur im Auslande. Dostojewsky sei viel großartiger, aber in Deutschland und Frankreich kenne man ihn nicht. (Was das für ein geschmackloses Volk sei, diese Deutschen! Kneipen und Renommieren sind ihre besten Tugenden. Und die langweiligen deutschen Frauen. Scheinbar tugendhaft, während sie doch im Grunde ihrer Seelen frivol wären wie eine Französin auf dem bal mabil. Er kenne welche von Baden-Baden und Ischl. Freilich die Wienerinnen — —

So ging es fort. Sascha verstand wenig von dem eleganten Geschwätz und Wera gar nichts. Trotzdem mußte sie immer dabei denken: Gott sei mir gnädig! Alle Welt! Welche Welt! Und sich Zwang antun, es Boris Alexeiwitsch nicht ins Gesicht zu

sagen, was diesen wahrscheinlich höchlichst amüsiert hätte.

Auf dem Taganskaja-Platz blieb Boris Alexeiwitsch stehen; ihm fiel plötzlich ein, daß er für den Abend eine Einladung angenommen hatte. Wie lästig! Wann sollte die nächste Versammlung sein? Er würde seine Freunde in jedem Falle noch früher in ihrem Hause aufsuchen und für Wera den „Onegin“ mitbringen. Sie wollten das Gedicht zusammen lesen, das würde reizend werden.

Er pffte einer Droschke und befahl dem Kutscher, nach der Eremitage am Neglinny-Projesd zu fahren. Unterwegs dachte er sich mit allem Behagen das Menü aus: Austern, potage à la reine; filets de sole frite; pain de volaille au suprême; selle de chevreuil rôtie à la romaine; Artischocken moscovite aux framboises. Vielleicht zog „Franzi“ ein soufflet à la Schmankerle vor.

Also ein leidlich verbrachter Abend! Nach dem Souper vielleicht ein kurzer Besuch in der „Alhambra“, Franzi walzte superb.

Und Wera Iwanowna — — Das war ein merkwürdiges Geschöpf. Sie hatte sich ganz so entwickelt, wie er es sich vorgestellt. Was für ein brillanter Einfall von ihm, sie nach Moskau zu bringen. Es würde eine „Hetz“ geben, wie Franzi in ihrem allerliebsten Wienerisch es nannte. Sie fing an etwas langweilig zu werden, die gute Franzi, mit ihrem ewigen Wienerisch und ihren ewigen Mehlspeisen. Aber — sie walzte superb!

Ob die Bäuerin und Nihilistin Wera Iwanowna Martjanow aus Eskowo auch superb walzen konnte —

Die Vorstellung: Wera Iwanowna in dekolletierter Ballrobe auf einem Fest in der Alhambra walzen zu sehen, hatte etwas so unwiderstehlich Komisches für ihn, daß er laut auflachte. Dann gähnte er.

Was für ein lächerlicher Mensch, dieser Sascha! Und Anna Pawlowna konnte sich ernstlich für einen solchen Flegel interessieren! Ein Weib — für Boris Alexeiwitsch gab es nur Weiber — war niemals auszukennen; selbst nicht von ihm, der doch ein Kenner war.

Er phantasierte sich in eine angenehme Aufregung hinein. Es gab wirklich noch Neues in dieser alten, alten Welt? Die nächste Nihilistenversammlung wollte er jedenfalls besuchen, um sich der Sache wieder einmal anzusehen. Mit welchem ernsthaften Gesicht Wera Iwanowna dasitzen wird. Wenn es dabei nur nicht nach Fusel und Kommunismus rieche! Ob sie wirklich Ernst machten? Pah, es war doch alles Geschwätz und Unsinn.

Da hielt der Wagen, Boris Alexeiwitsch stieg aus und wurde von einem jungen Tataren ehrfurchtsvoll in das Lokal geführt.

„Separates Zimmer!“

Sechzehntes Kapitel.

Schweigend legten Wera und Sascha den Weg nach der Nowaja-Andronowka-Vorstadt zurück. Sie vermieden sich anzusehen; es war, als schämten sie sich voreinander.

Zu Hause fanden sie im Arbeitszimmer nur Colja vor; er hatte vom Mittagbrot Tschai mit Grütze für sie aufgehoben, welches Gericht er ihnen gewärmt auftrug: Tania Nikolajewna, das Täubchen, habe es selbst bereitet. Auf Weras Frage, wo sie sei? deutete er auf die Kammer: „s ist eine bei ihr. Sie sitzen und küssen sich und weinen zusammen.“

Wladimir Wassilitsch kam aus der Druckerei, wo er hart gearbeitet zu haben schien; wenigstens sah er erschöpft aus. Er fragte sogleich nach der Aufnahme, die Wera bei Anna Pawlowna gefunden,

was diese gesagt und welchen Eindruck sie auf Wera gemacht hätte. Weras lakonische Antworten schienen ihn sichtlich zu befriedigen; Saschas Einwurfe beachtete er gar nicht. Als sie erwähnte, daß Anna Pawlowna sie aufgefordert habe, bei ihr zu wohnen, äußerte er lebhaft Freude.

„Das trifft sich prächtig.“

„Ich sagte Anna Pawlowna, daß ich bei Tania bleiben müsse.“

„Welcher Unsinn! Tania Nikolajewna bedarf deiner nicht!“

„Aber — —“

„Du gehst gleich morgen zu Anna Pawlowna und sagst ihr: Du habest es dir anders überlegt. Doch sie wollte mich ja wohl heute noch sehen? So werde ich es ihr selbst sagen. Ich werde ihr sagen, daß du ihr sehr dankbar wärest und daß du morgen kommen würdest.“

„Wenn du es mir aufträgst — —“

„Natürlich trage ich es dir auf. Das hättest du dir sofort denken können. Was für einen schwachen Verstand ihr Frauenzimmer habt. Als ob sich nicht gleich übersehen ließe, welche Tragweite es für die Sache haben kann, wenn einer der Unseren in Anna Pawlownas Hause lebt.“

„Natalia Arkadijewna ist ein krankes Geschöpf, das jeden Tag sterben kann. Ueberdies bleibt sie immer einen von jenen und wird sie schwerlich an uns verraten. Du wirst das tun.“

„Was werde ich tun?“

Statt ihr zu antworten, fuhr Wladimir Sascha an: He, Sascha! Steh nicht da und starr in die Luft. Geh in die Druckerei, du wirst dort Arbeit finden. Aber beeile dich und nimm Colja mit. Der Taugenichts ist stets müßig.“

So trieb er die beiden hinaus.

„Was werde ich tun?“ fragte Wera, als sie mit Wladimir allein war, noch einmal.

„Aufpassen wirst du, bewachen, belauern wirst du sie, alle ihre Geheimnisse ausspähen. Dir werden sie trauen. Ich traue keinem von ihnen, denn alle spielen sie mit uns. Dafür wollen wir sie in den Händen halten, so fest, daß wir nur zuzudrücken brauchen und wir erwürgen sie. Ich werde dir für jeden Tag bestimmte Aufgaben erteilen, die du jeden Tag erfüllen wirst. Du hast mir an jedem Tag Rechenschaft abzulegen. Ich muß wissen, an wem Anna Pawlowna schreibt und von wem sie Briefe empfängt; ob sie einen Liebhaber hat, oder ob sie einen haben möchte. Und wen? Ich muß erfahren, mit wem ihr Mann in Petersburg in Verbindung steht, ob er dort viel bei Hofe verkehrt und wie man im Staatsrat über uns denkt. Das und noch mehr wünsche ich durch dich kennen zu lernen. Ich sehe, daß du mich begriffen hast.“

Sie hatte ihn begriffen, und sie sagte es ihm mit funkelnden Augen, mit bebenden Lippen: „Ich soll eine Schändlichkeit begehen?“

„Wie meinst du es?“

„Eine Schändlichkeit! Oder ist es etwas anderes?“

„Bist du nach Moskau gekommen, um mir Moral zu predigen?“

„Ich bin nach Moskau gekommen um Gutes zu tun?“

„Wer für die Befreiung des Volkes wirken will, darf die Mittel nicht scheuen. Wir brauchen nicht deine schönen Worte, sondern deine Taten. Wenn du uns nicht gehorsam sein willst, wenn du Furcht empfindest oder Gewissensbisse hast, so kehre gleich morgen wieder zurück, woher du gekommen bist. Wir haben uns dann in dir getäuscht und du gehörst nicht zu uns.“

Er sah die Wirkung seiner Worte und daß diese

Drohung ihm Macht über sie gab. Sollte doch alles, was er von ihr zu tun verlangte, für das Volk geschehen! Ein Verbrechen war es, sich auch nur mit einem Gedanken gegen eine Sache, die für das Volk geschah, aufzulehnen, eine Sünde, auch nur mit einem Gedanken an der Gerechtigkeit dieser Sache zu zweifeln. Sie war ganz zerknirscht, ganz unglücklich über sich selbst.

„Willst du morgen zu Anna Pawlowna gehen oder nicht?“

„Ich will.“

„Du wirst dort täglich mit Boris Alexciwitsch zusammentreffen. Das ist gerade, was ich wünsche. Es wird von der abhängen, wie weit du dem Volke dienen willst.“

Doch das begriff sie nicht. Nun, sie würde es früher oder später begreifen. Dafür würde Boris Alexiowitsch Sorge tragen. Für heute hatte er genug erreicht, weiter durfte er für's erste nicht gehen. Schade, daß Sascha ein solcher Bär war. Wie dumm und schädlich zuweilen die Tugend sein konnte. Pah, Tugend — —

Da vernahm er in der Kammer Tanias süße Stimme. Unwillkürlich lauschte er darauf.

„Wer ist bei ihr?“

„Natalia Arkadijewna.“

Es war Wera, als ob Wladimir errötete, doch wandte er sich sogleich ab, um seine Mütze zu suchen. „Diese Weiber!“ hörte sie ihn murmeln. Er ging indessen nicht, sondern näherte sich wie zufällig der Kammertür, lauschte, vernahm aber nichts.

Die Stille nebenan regte ihn auf. Ohne anzuklopfen, öffnete er die Tür mit einem heftigen Ruck.

Die beiden Mädchen saßen eng aneinander geschmiegt auf dem Bette; selbst Wladimir machte der Kontrast zwischen ihnen betroffen. Die eine blühend, holdselig, ein Bild des lieblichsten Lebens, die andere einer Sterblichen gleich. Und von beiden wurde er so leidenschaftlich geliebt, daß er über die Seele einer jeden verfügen konnte, als wäre er der Gott, der sie geschaffen. Diese beiden Frauen so innig verbunden zu sehen, erweckte in ihm ein unangenehmes, peinigendes Gefühl; ihre Liebe belästigte ihn.

Bei seinem Eintritt fuhr Tania erschrocken auf, als fürchtete sie sich, gescholten zu werden. Natalia Arkadijewna erhob sich mühsam und sagte mit einem matten Lächeln: „Tania Nikolajewna und ich sind Freundinnen geworden, wir werden uns häufig besuchen und treu zusammenhalten. Was für eine schöne Lebensaufgabe haben Sie, Wladimir Wassilitsch, das russische Volk befreien zu helfen und dieses süße Geschöpf glücklich zu machen.“

Wladimir warf ihr einen düstern Blick zu und erwiderte: „Das klingt alles sehr schön; aber Sie wissen, daß ich die schönen Redensarten nicht leiden kann. Wir machen alle zu viel Worte und versäumen darüber das Notwendige. Anstatt hier zu sitzen und in Empfindungen zu schwelgen, sollten Sie unter das Volk gehen und Propaganda machen. Gefühle allein führen zu nichts. Solange wir diese nicht los geworden sind, solange werden wir zu nichts Großem fähig sein. Doch das wollt ihr Frauenzimmer niemals begreifen.“

Natalia Arkadijewna küßte Tania und raunte ihr zu: „Er schilt unsere Liebe und liebt doch selbst; er liebt dich und möchte es gern vor sich selber verleugnen. Bete du, daß Gott, an den du glaubst, ihn nicht strafe an dieser seiner Liebe zu dir.“ Und zu Wladimir gewendet, sagte sie: „Sie haben ganz recht, wir alle könnten viel mehr tun, jeder in seiner Weise. Aber unsere Zeit wird kommen. Wo ist Wera Iwanowna? Sie wollte mich begleiten.“

Wera stand schon mit ihrem Tuche bereit. Es

war ein regnerischer Abend geworden, dunkle Wolken zogen auf. Der Wind erhob sich.

Siebzehntes Kapitel.

Der Wind jagte die Wolken, daß es über Moskau hinfuhr, als würden von dem wilden Element große Stücke aus dem grauen Himmel herabgerissen. Wladimir Wassilitsch freute sich des Aufruhrs in den Lüften. Er fühlte seine Seele in Uebereinstimmung mit der Natur, nur daß er der in ihm brausenden Gewalt Fesseln anlegen mußte. Aber auch seine Sturmnacht würde kommen; dann wehe den Lebendigen! Dann Tod für Tod!

Er überlegte.

Auf solchen nächtlichen Wanderungen, wo sein Auge und seine Gedanken nicht durch äußere Gegenstände zerstreut und abgelenkt wurden, stellten sich ihm alle Dinge und Verhältnisse weit klarer und deutlicher dar. Alle seine wichtigen Entschlüsse wurden in der Nacht geboren. Ward es dann Tag, so entsetzte er sich oft selber von den finsternen Geburten seines Hasses, über die er dann so lange brütete und grübelte, bis er sich überzeugt hatte, daß er dazu berechtigt wäre.

Dieser reichbegabte Mensch war zum extremen Schwärmer geboren, leidenschaftlichste Parteinahme für die einmal von ihm erwählte Sache für ihn eine innere Notwendigkeit. Fanatiker zu sein der ihm natürlichste Zustand. Die Natur selbst, die ihn mit solchen verhängnisvollen Gaben ausgestattet, hatte ihn zu jedem anderen Lebensberuf untauglich gemacht. Freie Selbstbestimmung ist bei derartigen Charakteren ausgeschlossen: sie mögen wollen oder nicht, sie müssen erfüllen, wozu sie geschaffen worden. Ihre Entwicklung, die sich durch keine äußerlichen Zufälligkeiten von ihrer Bahn ablenken läßt, führt sie mit unerbittlicher Konsequenz früher oder später zu dem einen Punkt hin, der ihnen sicher das Verderben bringt. Versucht dieser oder jener von solchen Märtyrern der Phantasie sich mit Aufwendung aller seiner Kraft gegen die tyrannische Gewalt in seinem Innern aufzulehnen, so werden in dem Streite gegen sich selbst von zwölfen zehn zugrunde gehen. Es sind tragische Existenzen.

Zum Fanatiker ward Wladimir Wassilitsch geboren, zum Nihilisten schuf ihn der Zufall und daß er Russe war, Russe in einer solchen Zeit, unter solchen politischen und sozialen Verhältnissen. Unter günstigeren Umständen hätte sich dieser Geist ebensogut zum Fanatiker für die höchsten und edelsten Güter der Menschheit entwickeln können. Er nannte sich selbst mit Nachdruck Terrorist. Denn der Nihilismus bedeutete für ihn den menschlichen Egoismus in anarchistischer Form. Der Nihilist — so reflektierte er — denkt an sich, der Terrorist nur an andere. Der Nihilist begehrt das eigene Wohlergehen, der Terrorist bezweckt das Glück von Tausenden, das Wohlergehen eines ganzen Volkes. Zur Erreichung dieses idealen Zweckes darf er kein Mittel scheuen, selbst nicht das blutigste.

Schwer hatte er gekämpft, bis er zu diesem Aeussersten gelangte. Aber er hatte das Unglück, zu einer Zeit verfolgt, eingekerkert und mißhandelt zu werden, da er noch nichts begangen hatte, als daß er die Handlungsweise der Regierung als eine schreiende Ungerechtigkeit empfunden.

Er kam aus dem Kerker mit ersticktem Herzen. Er vermochte nicht mehr zu lieben, nur noch zu hassen; er wollte jetzt nicht allein helfen, er wollte auch rächen. Zuerst packte ihn Grausen vor seinem Haß und seinem Rachedurst, aber diese waren stärker als alle anderen Empfindungen in ihm, und als er erst von der Berechtigung seiner Empfindungen

überzeugt war, gab es für ihn kein Schwanken länger: er war bereit, Verbrechen zu begehen, bereit, selbst den Mord nicht zu scheuen.

Wladimir war bei dem Palast des Prinzen Petrowsky angelangt; bevor er jedoch eintrat, unterzog er die Umgebung desselben einer genauen Besichtigung: vielleicht, daß eine solche Kenntnis der „Sache“ gelegentlich nützen konnte.

Dem Palast gegenüber lag eine Sektiererkirche mit einem Kloster. Die Kirche war baufällig geworden und wurde gerade restauriert, das Kloster war in eine Besserungsanstalt für sittlich verwahrloste Mädchen verwandelt. Anna Pawlowna war eine der Protektorinnen dieses Instituts. Darin durch ihre mächtige Fürsprache eine Wärterin oder Aufseherin unterzubringen, mußte leicht sein; und man kann auf solche Weise zu einem Posten, den im Interesse der „Sache“ auszubeuten nicht schwer fallen würde. Denn, wenn sein Argwohn sich bewahrheiten sollte, wenn Anna Pawlowna keine ehrliche Mitspielerin, wenn sie eine Verräterin war —

Bei ihrer sozialen Stellung, bei den Verbindungen, die der Prinz, ihr Gemahl, in Petersburg hatte, lag die Möglichkeit nahe, daß gelegentlich einer Durchreise des Zaren — Und Wladimir maß mit den Augen die Entfernung zwischen dem Kloster und dem Palast. Die Straßenbreite betrug nicht mehr als zehn, der Abstand zwischen dem Refektorium des etwas zurückliegenden Klosters und dem Speisesaal des Palastes höchstens zwanzig Meter. Aus den höchsten Fenstern der Anstalt mußte man den Saal übersehen können. Zur Ausführung des Planes würde man eines kräftigen Mannes bedürfen, der imstande war, eine schwere, anhaltende Arbeit zu verrichten. Ihn in der Anstalt unterzubringen, gab es keine Möglichkeit. Vielleicht bei der Restauration der Kirche. Wladimir glaubte gehört zu haben, daß es dabei an Maurern fehlte.

Der Plan kristallisierte sich.

Achtzehntes Kapitel.

Die Prinzessin empfing den Nihilisten in ihrem Kabinett.

Nur die pompejanische Lampe in der Hand des Bronzeknaben brannte und beleuchtete die vornehme Frau, ihr blasses Gesicht, ihr glänzendes Haar, die Falten ihres silbergrauen Atlaskleides. Undeutlich funkelte das goldene Gitter, schimmerten die bunten Blumen durch die Schatten. Geheimnisvolle Dämmerung füllte die Kuppel. Die hüllenlose Gestalt der Liebesgöttin schwebte wie ein abgeschiedener Geist zwischen Licht und Finsternis.

„Ich ließ Sie auffordern zu mir zu kommen, weil ich mich mit Ihnen zu verständigen wünsche. Sie mißtrauen mir.“

„Nicht Ihnen allein.“

„Sprechen wir von mir.“

„Nun denn: ja, ich mißtraue Ihnen.“

Anna Pawlowna hatte ihm keinen Sitz angeboten, ohne eine Aufforderung abzuwarten, setzte sich Wladimir. Aber so frei und ungezwungen er sich auch benahm, entging es der Prinzessin nicht, daß ihre Erscheinung und die Umgebung, in der er sie sah, auf den jungen, blutgierigen Anarchisten einen Eindruck machte.

„Sprechen wir von mir,“ wiederholte sie in ihrer gelassenen, gleichgültigen Weise. „Nur von mir, und lassen wir die Allgemeinheit. Ich höre nicht dazu. Sollte Ihnen das entgangen sein?“

Sie lächelte. Gerade verächtlich, dachte Wladimir, und fühlte, daß er erregt wurde. Sie verachtet uns und spielt mit uns.

Er sagte ihr, was er dachte: „Sie spielen mit uns.“

„Weshalb täte ich das?“

„Das eben sollen Sie mir sagen. Ich bin gekommen, um von Ihnen zu erfahren, woran wir mit Ihnen sind.“

„Und ich frage Sie noch einmal: Aus welchem Grunde sollte ich wohl mit Ihnen spielen? Es wäre ein zu kostbares Spiel, ein Spiel, das nicht allein ziemliche Summen verschlingt, das mir auch manches Unangenehme zumutet, zum Beispiel Ihren Besuch.“

Sie sprach das so kühl und gleichgültig, als rede sie zu einem Kaufmann, dessen Waren ihr zu teuer erschienen. Wladimir fühlte sich dieser Weise und dieser Haltung gegenüber machtlos. Sie sollte in einem anderen Tone zu ihm sprechen; sie sollte aus ihrer stolzen Ruhe herauskommen.

„Sie kokettieren mit uns!“ stieß er hervor.

„Mit Ihnen?“

Wladimir verfärbte sich.

„Mit dem Volke.“

„Das Sie repräsentieren? Ich versichere Sie, Wladimir Wassilitsch, daß ich beim besten Willen nichts an dem Volke zu entdecken vermag, das mich veranlassen könnte, mit ihm zu kokettieren — wie Sie zu sagen belieben. Es hat grobe Hände und riecht nach Brantwein.“

„Prinzessin!“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen,“ warf sie nachlässig hin, vollständig ignorierend, daß er sich bereits gesetzt hatte. Sie selbst stand immer noch.

Das war zu viel. Er sprang auf und stellte sich vor sie hin.

„Ich habe es gewußt: Sie verachten das Volk.“

„Das einzelne Individuum kann mir zuweilen unangenehm werden. Die Art und Weise des einzelnen einer Dame gegenüber nötigt mich zu dieser Auffassung.“

„Sie sind offenherzig.“

„Vorhin machten Sie mir das Gegenteil zum Vorwurf.“

„Wenn ich nur wüßte, was Sie bei Ihren Gesinnungen für uns mit uns wollen!“ sagte Wladimir und holte tief Atem.

„Ich hege die besten Gesinnungen.“

„Beweisen Sie das!“

„Von Herzen gern.“

Jetzt nahm sie Platz, sich dabei bequem in die Kissen zurücklehnend. Dadurch ward ihr Gesicht beschattet.

„Von Herzen gern,“ wiederholte sie freundlich.

Wladimir war nahe daran, seine Fassung zu verlieren: diese Frau verwirrte und quälte ihn.

„Ich habe Ihnen gesagt,“ begann er nach einer Pause, während der sie ihn gelassen betrachtete, „Anna Pawlowna, ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht verstehe, weder Sie noch die anderen Adligen, die jetzt zum Volk gehören wollen. Ihr helft uns — womit? Mit sehr wenig Geld und sehr vielen Worten. Wir verlangen indessen mehr von den Unseren, als ein paar Hände voll Rubel und einen grossen Haufen von Redensarten. Vor allem verlangen wir von euch, uns die Ueberzeugung beizubringen, daß ihr es redlich mit uns meint. Diesen Beweis seid ihr uns bis jetzt schuldig geblieben. Warum ihr euch überhaupt den Anschein gebt, als sei es euch Ernst mit der Sache, warum ihr überhaupt so viele Worte und Versicherungen an uns verschwendet — das eben ist es, was ich nicht verstehe. Was bezweckt ihr damit? Ist das Volk doch nicht zu euch gekommen, sondern ihr zum Volk. Ihr habt dem Volk eure Hilfe angeboten — aufgedrungen. Denn das Volk ist stark, das Volk kann sich selbst helfen. Ihr

hängt mit allen Fasern an der Institution der Aristokratie und nur im geheimen möchtet ihr es mit der Demokratie halten. Wer aber nicht ganz und ohne Rückhalt für uns ist, der ist wider uns, und deshalb frage ich Sie: Welches ist Ihre Absicht, was bezwecken Sie mit uns? Denn zur Salondekoration sind wir doch unmöglich zu verwenden.“

Sie antwortete nicht gleich, sie sah ihn immer noch an, als ob sie ihn durch die Lorgette betrachtete. Dann meinte sie nachlässig: „Sagen Sie mir, Wladimir Wassilitsch, was wir tun sollen, machen Sie mir Ihre Vorschläge. Was wollt ihr, was fordert ihr? Sollen wir Bäuerinnen werden und unsere Männer Bauern? Wollt ihr, daß der Gutsbesitzer unter seine Leute, die er eben erst frei gemacht hat, sein ganzes Hab' und Gut verteile? Daß wir mit euch ausziehen, die Kirchen stürmen und Barrikaden bauen? Daß wir euch helfen, Priester und Beamte zu ermorden, den Zaren vom Thron zu stoßen und das Volk darauf zu setzen? Ist es das, was ihr von uns fordert?“

Wladimir heftete seine Augen auf die Prinzessin; statt jeder Antwort sagte er: „Ich verstehe: Ihr fürchtet euch, mit uns in zu enge Beziehung zu treten, ihr haltet es für gefährlich. Ich sage Ihnen aber: Es ist gefährlich für uns! Der Moschusduft, der von der Gesellschaft ausgeht, wirkt giftiger als der Blutgeruch des Terrorismus. Ich könnte Ihnen mehr als einen nennen, der von dem Parfüm betäubt wurde. Hütet euch! Ihr glaubt uns zu kennen und dadurch Macht über uns zu haben. Auch gebe ich zu, daß ihr uns mit Meisterschaft behandelt; jeden nach seinem Charakter. Und diesen Charakter meint ihr studiert zu haben. Er ist kindlich, leicht erregbar, vertrauensvoll, hingebend, treu. Noch einmal: Hütet euch! Ihr kennt nur die eine Seite unseres Wesens, die weich ist wie ein russischer Frühlingstag. Aber es kann schnell wechseln. Denken Sie an die sonnenverbrannte, sommerliche Steppe, an den Herbststurm, an die Schrecken des russischen Winters. Wir können fürchterlich sein. Wenn ihr euer Spiel mit uns treibt, könnte es leicht für euch enden, wie es einst für die Spieler der römischen Arena endete: tot lagen sie da, von wilden Tieren zerrissen. Leicht könnte das russische Volk zur reißenden Bestie werden. Ihr selbst hättet sie dann auf euch gehetzt.“

Er spähte in ihre Augen, um darin die Furcht aufbeben zu sehen. Aber Anna Pawlowna zuckte nicht mit der Wimper, veränderte keine Miene. Auch sie sah ihn an, so vornehm-gleichgültig, als sei die Rede von einem Ballett gewesen, das sie gelangweilt hatte. Er mochte wollen oder nicht, in diesem Augenblick mußte er sie bewundern.

Sie ist wirklich anders als die anderen Frauen, dachte er. Mit einer solchen Frau ließe sich viel ausrichten.

Ein leidenschaftlicher Wunsch bemächtigte sich seiner. Wenn ich sie für uns gewänne, wenn ich sie an uns fesselte, mit Banden, die einen Rücktritt für sie unmöglich machten. Und dann mit ihr zusammen operieren gegen ihresgleichen! Sie würde nicht mit der Wimper zucken, keine Miene in ihrem marmorkalten schönen Gesicht würde sich verändern, wenn sie herabblickten würde auf die blutige Arena Rußlands, auf die zerstückten Glieder der russischen Gesellschaft —

Der Terrorist erbebte.

(Fortsetzung folgt)